

2. Konzeption und Vorgehensweise

Das Vorhaben einer Wissenschaftskritik gründet in der Prämisse, dass Begriffe nicht lediglich deskriptiv sind, sondern jene soziale Realität auch generieren, die sie zu beschreiben vorgeben, indem sie als Klassifizierungsinstrumente spezifische Wahrnehmungsweisen und Einteilungen sozialer Phänomene schaffen. Für die sozialwissenschaftlichen Disziplinen, die soziale Realitäten „untersuchen“, indem allererst Fragestellungen und Problemdefinitionen bestimmt werden, ist die Auseinandersetzung mit Problematisierungsweisen sozialer Phänomene deswegen zentral.¹ Insofern dabei eine Untersuchung von Begriffen als Erkenntnisinstrumenten stattfindet, handelt es sich um eine wissenschaftstheoretische Untersuchung.² Die kritischen Auseinandersetzungen mit den Be-

1 Die Untersuchung der disziplinären Wissensproduktion wird mitunter unter den Begriff einer „reflexiven“ Wissenschaft gefasst. Zu nennen wären etwa Bourdieu/Wacquant (1996), die eine „reflexive Anthropologie“ entwerfen. Dabei erfordert Bourdieus „Soziologie der Soziologie“ (ebd.: 103) die Untersuchung der sozialen Bedingungen der Produktion von Wissenschaft, D. h. der Kämpfe von sozialen AkteurInnen in bestimmten Feldern (dazu zählen u. a. wissenschaftliche Felder) und ihrer Stellung in diesen Feldern sowie in einem hierarchisch strukturierten, mehrdimensionalen sozialen Raum (vgl. a. Bourdieu 1987; 1988). Davon zu unterscheiden ist Keupps Konzeption einer „reflexiven Sozialpsychologie“, die sich an Becks und Giddens’ Definitionen der „reflexiven Moderne“ orientiert. Der Terminus bezieht sich auf Anforderungen einer „reflexiven Modernisierung“, denen in der Sozialpsychologie Rechnung getragen werden müsste (Keupp 1994b: 241), wenn auch die Einbeziehung z. B. „postmoderner“ und feministischer „Reflexionen“ oder „Reflexivität“ gegenüber der Sozialpsychologie eine wissenschaftstheoretische und historisierende Absicht erkennen lässt (Keupp 1994a: 16 ff.).

2 Der Begriff „Wissenschaftstheorie“ wird z. B. von Seiffert als „Erörterung der Grundlagen und Methoden der Wissenschaft“ definiert. Der allgemeine Begriff beinhalte allerdings „immer genau lokalisierbare ‚Richtungen‘

dingungen der Hervorbringung von Begriffen, die aus sozialen Bewegungen in westlichen Industrienationen und Dekolonisationsbewegungen heraus entstanden sind, sind der Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung.³ In diesen Ansätzen ist Wissenschaftstheorie Kritik an Machtverhältnissen.

2.1 Kritik – Wissenschaftskritik

Die Wissenschaftskritik, die hier entwickelt wird, stützt sich u. a. auf feministische Wissenschaftskritik und das Postulat einer „epistemologischen Revolution“, wie es z. B. von Harding vorgebracht wurde (Harding 1983b: 311). Diese erfordere die Untersuchung der historischen Bedingungen, die erstens das Auftauchen des „sex/gender system“ ermöglicht hätten, sowie der erkenntnistheoretischen Bedingungen in den Wissenschaften, die eine ‚Geschlechterblindheit‘ bis dahin bewirkt hätten. Ihre Forderung lautete: „We must root out sexist distortions and perversions in epistemology, metaphysics, methodology and the philosophy of science – in the ‚hard core‘ of abstract reasoning thought most immune to social values“ (Harding 1983a: IX). Für feministische Wissenschaft stehe eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit vorgeblich abstrakten, von sozialen Werten ausgenommenen Instrumenten des Denkens und Erkennens an. Was damit in Frage gestellt wurde, war die Annahme von Neutralität und Machtfreiheit von erkenntnistheoretischen und methodologischen Grundlagen in den Sozialwissenschaften, indem die Kritik auf deren Abstraktheit zielte, die gesellschaftliche Machtverhältnisse und Bewertungen in „sexistische Verdrehungen und Perversionen“ eingehen lasse.

Für Harding resultierte daraus der Anspruch auf eine „feministische Wissenschaftstheorie“, die auf einem „feministischen Standpunkt“ basiert (Harding 1983b: 321). An die Stelle einer „unendlichen Vision“, die durch Distanzierung des Wissenssubjekts „im Interesse ungehinder-

oder ‚Schulen‘“, so dass er nicht auf eine bestimmte Schule reduziert werden könne. Vielmehr sei ca. seit den 1970er Jahren von einem umfassenden Begriff auszugehen, demzufolge „Theorien aller Art über Wissenschaftsbereiche aller Art“ als Wissenschaftstheorie bestimmt werden könnten (1989: 461 f.).

- 3 Joyce Ladner hat 1973 in dem Band *The Death of White Sociology* eine Reihe von Texten herausgegeben, die als wissenschaftskritische Texte gelten können. Es werden darin erkenntnistheoretische Grundlagen der Soziologie untersucht, indem rassistische Prämissen in Theorien und Fragestellungen herausgearbeitet werden. Darüber hinaus sind darin wissenschaftshistorische Erörterungen enthalten. Vgl. dazu 6.2.3.

ter Machtausübung“ sei (1995 [1988]: 80 ff.), setzt Haraway „situiertes Wissen“. Als eine „partiale Perspektive“ steht diese für eine „feministische Objektivität“ im Sinne von „Verortung und Verkörperung von Wissen und gegen verschiedene Formen nicht lokalisierbarer und damit verantwortungsloser Erkenntnisansprüche“: „Identität, einschließlich Selbstidentität, produziert keine Wissenschaft, kritische Positionierung produziert – ist – Objektivität. [...] Der göttliche Trick ist selbstidentisch, und wir haben dies fälschlicherweise für Kreativität und Wissen, sogar für Allwissenheit gehalten.“ (ebd.: 87).

Ausgangspunkt für diese wissenschaftspolitische Vorgehensweise sind, Haraway zufolge, „Netzwerke unterschiedlicher Positionierungen“, für die die Annahme eines feministischen Standpunkts zu singulär sei. Die Zielsetzung feministischer Standpunkttheorie, „eine Epistemologie und Politik engagierter, verantwortlicher Positionierung“, bleibe jedoch „ausgesprochen wichtig“ (ebd.: 90). Eine wissenschaftliche Revolution, wie Harding sie einfordert, mache es zudem notwendig, die Kämpfe um legitime Sichtweisen als deren Bedingung zu thematisieren: „Kämpfe darüber, was als rationale Darstellung der Welt gelten darf, sind Kämpfe über das *Wie* des Sehens. Bedingungen der Vision wären dann: die Wissenschaftsfrage im Kolonialismus, die Wissenschaftsfrage im Extremismus [...], die Wissenschaftsfrage im Feminismus zu stellen.“ (ebd.: 88; Hervorhebung i. O.). Schließlich gelte es, passive „Kategorien von Wissensobjekten“ zu aktivieren, indem „die ideologischen Dimensionen von ‚Faktizität‘ und dem ‚Organischen‘ in eine sperrige Entität [...] [des] materiell semiologischen Akteur[s]“ übersetzt würden (ebd.: 95 f.).⁴

Wenn im Folgenden auch nicht die Forderung nach einer spezifischen „queer“ oder „postkolonialen“ Methode aufgestellt wird, so soll dennoch anschließend an Hardings und Haraways Überlegungen zu feministischer Wissenschaft die folgende Untersuchung als Wissenschaftskritik entworfen werden. Daraus ergibt sich erstens die Frage nach den historischen Bedingungen der Hervorbringung eines sozialwissenschaftlichen Begriffs „Identität“. Anders als Harding wird hier aber nicht davon ausgegangen, dass diese Bedingungen die Wirklichkeit „verstellen“, die wieder freigelegt werden müsste, wie das obige Zitat nahe legt,⁵ sondern dass diese Bedingungen den Gebrauch eines sozialwissenschaftlichen Begriffs wie „Identität“ ermöglichen. Zweitens folgt

4 Auch Harding hat ihre Standpunkttheorie pluralisiert (vgl. z. B. 1986; 1993).

5 Auch der Titel „Discovering Reality“ des von Harding und Hintikka herausgegebenen Bandes impliziert, dass die Wirklichkeit „verdeckt“ wäre und mit angemessenen Methoden „entdeckt“ werden könnte.

daraus das Prinzip einer situierten Wissensproduktion: Ausgehend von bestimmten theoretischen Ansätzen wird eine Untersuchung der Rede von Identität vorgenommen. Drittens ist mit diesem Vorhaben die Zielsetzung einer „epistemologischen Revolution“ verknüpft, insofern mit dieser Untersuchung die problematischen Bedingungen der Rede von Identität herausgearbeitet werden sowie die Kämpfe um Repräsentationsformen und legitime Thematisierungen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen seit der Herausbildung sozialer Bewegungen. Schließlich sollen so die Voraussetzungen für andere Formen der Thematisierung und Untersuchung von Sexismus und Rassismus als Machtverhältnissen geschaffen werden sowie Möglichkeiten, der sexistischen wie rassistischen Abwertung entgegenzuwirken.

Die gegenseitige Bedingtheit von „Macht“ und „Wissen“ zu untersuchen, ist Inhalt von Foucaults „Kritik“. Kritik als „Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden“ (Foucault 1992a: 12), als Bewegung, in der „die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin“ befragt wird, als „Kunst der freiwilligen Unknechtschaft, der reflektierten Unfügsamkeit“ mit der „Funktion der Entunterwerfung“ (ebd.: 15) ist die Grundlage für die hier zu formulierende Wissenschaftskritik. Der „Nexus von Macht-Wissen“ als „Analyseraster“ stellt eine Form zur Untersuchung eines „System[s] der Akzeptabilität“ dar (ebd.: 32 ff.). „Wissen“ ist definiert als Bezeichnung für „alle Erkenntnisverfahren und -wirkungen [...], die in einem bestimmten Moment und in einem bestimmten Gebiet akzeptabel sind“. „Macht“ umfasst „definierbare und definierte Mechanismen, die in der Lage scheinen, Verhalten oder Diskurse zu induzieren“.

Die Archäologie erlaubt die Rekonstruktion von „Akzeptabilitätsbedingungen“ eines bestimmten Systems, indem das ereignishafte Erscheinen dessen, was von Foucault „Positivitäten“ genannt wird, zum Ausgangspunkt der Analyse genommen wird. In Abgrenzung zu einem erkenntnistheoretischen Vorgehen, mithilfe dessen „Legitimität“ und „Wahrheit“ untersucht werden (ebd.: 31 f.), sollen hier die Bedingungen und Strategien analysiert werden, die eine bestimmte Wissensform oder ein bestimmtes Wissenschaftssystem „akzeptabel“ machen. Die Genealogie ermöglicht die Untersuchung von Machtverhältnissen. Es geht dabei um eine Analyse von gegenseitigen Bezügen, Verkettungen und zirkulären Bewegungen als „Kausalnetz“, als deren Effekte die Positivitäten erscheinen, im Gegensatz zu der Annahme eines einzigen Ursprungs (ebd.: 36 f.). In ihrer Situiertheit ist die genealogische Untersuchung der feministischen Wissenschaftskritik vergleichbar: sie ist „perspektivisches Wissen“, „dieser Blick [weiß], von wo aus er blickt und worauf er blickt“ (Foucault 2000 [1971]: 82). Die Wissenschaftskritik orientiert sich insofern an der Genealogie, da die Produktion von Wahr-

heitseffekten durch die Konstitution von bestimmten Diskursen als Effekte von Machtkämpfen und den Regeln, die aus diesen hervorgehen, analysiert werden.

2.2 Die Rekonstruktion von Wissen

Die Archäologie ist für den Entwurf einer Wissenschaftskritik eine Untersuchungsweise, die geeignet ist, bestimmte Fragestellungen feministischer Wissenschaftstheorie aufzugreifen. Hardings Frage „Why has the sex/gender system become visible only now?“ zielt auf die Untersuchung von historischen Bedingungen wie nach den Verschiebungen und Veränderungen innerhalb der Sozialwissenschaften, die das Auftauchen des „sex/gender system“ ermöglichten. Die Archäologie als Form der Untersuchung wird von Foucault von der Ideengeschichte abgegrenzt. Daraus erklärt sich das archäologische Interesse für Diskontinuitäten im Gegensatz zur Konstruktion von Kontinuitäten über historische Transformationen hinweg, was gleichzeitig die Konstruktion eines gemeinsamen Ursprungs und Ziels zur Folge hat, das heißt die Homogenisierung bestimmter Phänomene zugunsten einer einheitlichen Entwicklung. Kammler weist auf Ähnlichkeiten zu Bachelards und Kuhns Wissenschaftstheorien hin. Während bei Bachelard die Diskontinuität von Erkenntnisprozessen („epistemologischer Bruch“, „epistemologische Hindernisse“) durch Rationalität produktiv gemacht werde, seien es bei Kuhn innertheoretische „Anomalien“, die zu „Paradigmenwechseln“ und auf diese Weise zu einer Festsetzung neuer Regeln und wissenschaftlicher „Normalität“ führten (Kammler 1986: 113 f.). Foucaults Vorschlag, Diskontinuitäten zu untersuchen – statt Geschichte als kontinuierliche Entwicklung zu entwerfen – ist in der Auffassung begründet, dass diese „Brüche“ als „Modifizierung der Regeln, nach denen Aussagen entstehen, die als wissenschaftlich wahr anerkannt werden“ eine „neue Ordnung des Diskurses und des Wissens“ anzeigen (Foucault 1978a: 25 f.). Foucaults Archäologie unterscheidet sich jedoch u. a. darin von Bachelards Epistemologie, so Kammler, dass sie nicht die Legitimität von Theorien und ihren Aussagen auf ihren „Wahrheitsgehalt“ oder ihre „Wissenschaftlichkeit“ untersucht. Die Prämisse von der wissenschaftlichen Rationalität wird demnach nicht aufrechterhalten. Vielmehr geht es in der Archäologie um die Beschreibung und Untersuchung von „Wissenschaft“ als innerdiskursivem Effekt (Kammler 1986: 115).

„Wahrheit“ ist in Foucaults Auffassung nicht eine objektive Tatsache, die zu entdecken eine Aufgabe von wissenschaftlichen Untersu-

chungen wäre. Vielmehr gibt es eine „Ordnung der Wahrheit, die für die Struktur und das Funktionieren unserer Gesellschaft fundamental ist.“ In diesem Sinne ist von einer „politische[n] Ökonomie‘ der Wahrheit“ die Rede, die das Funktionieren von „Wahrheit“ als Effekt von Machtverhältnissen im Unterschied zu der Auffassung von „Wahrheit“ als Ergebnis von Erkenntnisprozessen charakterisiert. „Wahrheit“ wird von wissenschaftlichen Diskursen und Institutionen hervorgebracht, sie korrespondiert politischen und ökonomischen Anforderungen, wird in unterschiedlichen Formen verbreitet, vor allem aber über „Erziehungs- und Informationsapparate“, wird von wenigen politischen und ökonomischen Apparaten, wie Universität, Armee, Medien etc., kontrolliert (1978a: 51 ff.). Für eine Wissenschaftskritik geht es folglich darum, diese Verflechtungen von „Wahrheit“ und „Macht“ zu untersuchen, was zur Folge hat, dass „Wahrheit“ nicht außerhalb von gesellschaftlichen Machtbeziehungen zu sehen ist. Eine weitere Folge ist, dass eine Analyse nicht ausschließlich werk- oder wissenschaftsimmanent ist, sondern die jeweiligen historischen Entstehungsbedingungen von wissenschaftlichen Theorien und Modellen werden zum Untersuchungsobjekt. Gleichzeitig werden die gegenseitigen Beziehungen, in denen wissenschaftliche Felder, die verschiedenen Theorien und Modelle zueinander stehen, und die Regeln, die manche als „wahr“ definieren, als Effekte von Kämpfen um Macht verstanden. Daran anschließend ist eine Aufgabe von Wissenschaftskritik, das Ensemble von Regeln, das die Unterscheidung von „wahr“ und „falsch“ bedingt, zu rekonstruieren sowie die Machtwirkungen, die davon ausgehen.

Zusammenfassend können folgende Prinzipien der Archäologie festgehalten werden, die in einen Entwurf von Wissenschaftskritik eingehen können. Es geht in der Archäologie *erstens* darum, Diskurse „als bestimmten Regeln gehorchende Praktiken“ zu definieren (Foucault 1981 [1973]: 198). Das heißt, es wird nicht auf die Interpretation von Bedeutungen abgestellt, die „hinter“ einem Diskurs vermutet werden, sondern bestimmte Erscheinungen als Praktiken aufgefasst, die nach spezifischen Regeln einen Diskurs konstituieren. Das hat zur Konsequenz, dass nicht die „Wahrheit“ oder „Wissenschaftlichkeit“ einer Theorie oder eines wissenschaftlichen Modells überprüft wird, sondern die hier konzipierte Wissenschaftskritik versteht sich als Untersuchung von innerdiskursiven Effekten, die von wissenschaftlichen Theorien hergestellt werden. Dieses Prinzip beschreibt eine erste Aufgabe der archäologischen Wissenschaftskritik, nämlich einen Diskurs zu konstruieren, der von spezifischen Regeln bedingt ist. Es kann also nicht das Vorhandensein eines Diskurses im Sinne eines Dokumentes konstatiert werden, sondern ausgehend von bestimmten Erscheinungen, von „Aus-

sagen“ und „Positivitäten“, werden die Regeln, die sie ermöglichen, rekonstruiert.⁶

Dennoch stellt die Archäologie keine Kontinuität her zwischen Diskursen oder Diskursen und einem angenommenen Ursprung, hinter der Widersprüche verschwinden. Es wird *zweitens* die Spezifität von Diskursen definiert, indem von der Beschreibung von Diskontinuitäten ausgegangen wird. Allerdings geht es um die Beschreibung von mehreren *Transformationstypen*, etwa die Elemente eines Formationssystems, deren gegenseitige Beziehungen und Formationsregeln (Foucault 1981 [1973]: 245). Auch geht es *drittens* nicht um eine ausschließliche Untersuchung von bestimmten Werken, sondern um die Definition von Regeln und Praktiken, die sie bedingen, ohne sich auf sie zu beschränken. Schließlich wirkt die Archäologie als „regulierte Transformation dessen, was bereits geschrieben worden ist“ (ebd.: 200). Demnach verbindet sich *viertens* mit der Archäologie explizit der Anspruch auf eine Veränderung von Diskursen, indem auf der Ebene des Gesagten eingegriffen wird. Wissenschaftskritik versteht sich in diesem Sinne als Gesellschaftskritik.

Elemente der archäologischen Untersuchung

„Das niemals vollendete, niemals restlos vollzogene Hervorbringen des Archivs bildet den allgemeinen Hintergrund, zu dem die Beschreibung der diskursiven Formationen, die Analyse der Positivitäten, das Ermitteln des Aussagefeldes gehören. Das Recht der Wörter – das nicht mit dem des Philosophen zusammenfällt – gestattet also, diesen Untersuchungen den Titel *Archäologie* zu verleihen. Dieser Ausdruck fordert nicht zur Suche nach irgendeinem Anfang auf; er rückt die Analyse nicht in verwandtschaftliche Nähe zu Ausgrabung oder geologischer Sondierung. Er bezeichnet das allgemeine Thema einer Beschreibung, die das schon Gesagte auf dem Niveau seiner Existenz befragt: über die Aussagefunktion, die sich in ihm vollzieht, über die diskursive Formation, zu der er gehört, über das allgemeine Archivsystem, dem er untersteht. Die Archäologie beschreibt die Diskurse als spezifizierte Praktiken im Element des Archivs.“ (Foucault 1981 [1973]: 190; Hervorhebungen i. O.)

Diese Charakterisierung der archäologischen Untersuchung beinhaltet gleichzeitig eine Beschreibung des Untersuchungsgegenstandes der Archäologie und der Elemente, aus denen er sich zusammensetzt: diskursive Formationen, Positivitäten, Aussagefeld und Archiv. Außerdem wird die Vorgehensweise als eine Beschreibung und Befragung des „schon Gesagte[n] auf dem Niveau seiner Existenz“ bestimmt. *Diskurs* oder *diskursive Formation* wird von Foucault als „eine Menge von Aus-

6 Vgl. Bublitz 2001: 233; 246.

sagen, die dem gleichen Formationssystem zugehören“, definiert (Foucault 1981 [1973]: 156). Über das Verhältnis von Diskurs und Aussage schreibt Foucault weiter: „Was als ‚diskursive Formation‘ definiert worden ist, skandiert die allgemeine Ebene der gesagten Dinge auf der spezifischen Ebene der Aussagen.“ Der Diskurs „wird durch eine begrenzte Zahl von Aussagen konstituiert, für die man eine Menge von Existenzbedingungen definieren kann“ (ebd.: 169 f.). Die Archäologie als Analyse einer diskursiven Formation entspricht folglich einer Analyse auf der Ebene der Aussagen: „Die Analyse der Aussage und die der Formation werden korrelativ erstellt“ (ebd.).

Die historisch verorteten Formationsregeln der Aussagen definiert Foucault als *diskursive Praxis*:

„[Die] ‚diskursive Praxis‘ [...] ist eine Gesamtheit von anonymen, historischen, stets im Raum und in der Zeit determinierten Regeln, die in einer gegebenen Epoche und für eine gegebene soziale, ökonomische, geographische oder sprachliche Umgebung die Wirkungsbedingungen der Aussagefunktion definiert haben.“ (Ebd.: 171)

Der Terminus „diskursive Praxis“ weist darauf hin, dass unter diskursiver Formation nicht ein ausschließlich sprachliches Phänomen zu verstehen ist. Foucault stellt die Forderung, Diskurse „als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (ebd.: 74). Diskursive Praktiken werden von diskursiven Beziehungen hergestellt. Da Diskurse nichts ein für allemal Feststehendes, Unveränderliches, Dokumente sind, müssen sie permanent hergestellt werden. Dies geschieht, indem diskursive Beziehungen gebildet werden zwischen dem Niveau der diskursiven Formationen und der Aussagen, zwischen diskursiven und nichtdiskursiven (bzw. einen anderen Diskurs konstituierenden) Praktiken. In diesem Sinne ist von der „Mobilität des Formationssystems“ die Rede: die Elemente,⁷ die zueinander in Beziehung gesetzt sind, können sich verändern, während das

7 Foucault führt hier das Beispiel der Psychiatrie des 19. Jahrhunderts als diskursive Praxis an. Als Elemente werden Kriminalrechtssprechung, Demographie, Nachfrage nach Arbeitskräften, juristische Bedingungen der Internierung genannt, die durch die diskursive Praxis der Psychiatrie zueinander in Beziehung gesetzt werden. Zwar gab es Veränderungen der Elemente im 19. Jahrhundert, aber die Psychiatrie als Formationssystem hat durch diese Transformationen hindurch „eine Gesamtheit von Beziehungen hergestellt“, ist sich also gleich geblieben (ebd.).

Formationssystem gleich bleibt; die Gebiete,⁸ werden transformiert, indem sie durch diskursive Formationen zueinander in Beziehung gesetzt werden (ebd.: 109 f.). Folglich kann ein spezifischer Diskurs definiert werden, wenn diskursive Beziehungen ausgemacht werden können, durch die er hergestellt wird. Transformationen von Diskursen wiederum sind an Transformationen von diskursiven Beziehungen festzumachen (ebd.: 246 f.).

Außerdem verweist der Begriff „diskursive Praxis“ auf die Produktivität von Diskursen. Bublitz zufolge fungieren Diskurse als „Ordnungsfunktionen“, indem sie als „Instrumente gesellschaftlicher Differenzierungen“ die Steuerung gesellschaftlicher Prozesse bedingen (Bublitz 1999: 12). Dabei ist sowohl der dynamische als auch der statische Charakter von Diskursformationen zu betonen (ebd.: 12).⁹ Demzufolge wird „[s]oziale Wirklichkeit [...] nicht in Diskursen repräsentiert, sondern Diskurse konstituieren, eingebunden in ein komplexes Kräfte- diagramm, gesellschaftliche Sinn-Ordnungen und -Unordnungen, deren Effekt – nicht Ausgangspunkt – ein sinnhaft handelndes Subjekt ist“ (ebd.: 13; Hervorhebungen i. O.).

Dass Diskurse produktiv sind, ist auch in dem Begriff *Problematisierung* enthalten. In der Untersuchung über die „Wahrheitsspiele“, in denen sich „das Menschenwesen als Begehrensmensch erkannt und anerkannt“ hat, bringt Foucault den Begriff der Problematisierung auf. Folgende Fragestellung leitet sich davon ab: „die Bedingungen zu bestimmen, in denen das Menschenwesen das, was es ist, was es tut und die Welt, in der es lebt, ‚problematisiert‘.“ Die Beschreibung von „Selbsttechniken“ und einer „Geschichte der Wahrheit“ erfordere die Untersuchung von „Problematisierungen, in denen das Sein sich gibt als eines, das gedacht werden kann und muss“ (Foucault 1989 [1984]: 18 f.). Klöppel weist darauf hin, dass Problematisierungen „aktive Prozesse“ darstellen. Im Anschluss an Foucault (1994 [1984]: 597 f.) stellt sie heraus, dass sie „eine Situation der Verunsicherung bestimmter regulierender Praktiken“ reflektierten und eine „strategische Öffnung für eine Neuanpassung der regulierenden Praktiken“ bewirkten durch „die Fixierung anderer Praktiken als nicht-problematisierte“ (Klöppel 2002: 139). Diese Lesart richtet sich gegen die Bestimmung eines Gegensatzes von „Problem“ und „Problematisierung“, wodurch als „objektiv“ definiertes Problem erscheint, was nicht als Effekt von Problematisierungen ausgemacht wird. Der Begriff der Problematisierung ist geeignet, als

8 Als Beispiel wird hier die Veränderung des Gebietes „Krankenhaus“, das eine Transformation erfahren hat, nachdem es „durch den klinischen Diskurs mit dem Laboratorium in Beziehung gesetzt worden war“ (ebd.).

9 Vgl. auch Bublitz 2001: 226 f.; 2003: 79 ff.

Auseinandersetzungen zu begreifen und zu untersuchen, was seit den 1950er Jahren (zunächst in den Vereinigten Staaten) als „Problem der Identität“, „Frage der Identität“, und dem verwandt als „Geschlechterfrage“ oder „race question“, Verbreitung findet.¹⁰ Die Redeweise „die Frage von“ wird in dieser Studie als Feld der Auseinandersetzung bestimmt, dessen Regelhaftigkeit durch die archäologische Untersuchung rekonstruiert werden soll.

Für Foucault bedingen diskursive Praktiken nichtdiskursive Praktiken. Am Beispiel des medizinischen Diskurses wird dargelegt, wie diskursive Praktiken einen Diskurs als solchen hervorbringen, indem sie die Bündelung verschiedener Elemente in einer spezifischen Weise erlauben:

„Man kann sagen, dass das In-Beziehung-Setzen von verschiedenen Elementen, von denen bestimmte neu, andere schon vorher existent sind, durch den klinischen Diskurs bewirkt wird: Er als Praxis stellt zwischen ihnen ein Beziehungssystem her, das nicht ‚wirklich‘ gegeben noch im Vorhinein konstituiert ist; und wenn er eine Einheit hat, wenn die Modalitäten der Äußerung, die er benutzt oder denen er Raum gibt, nicht einfach durch eine Folge von historischen Berührungen nebeneinander gestellt sind, dann liegt das daran, dass er jenes Bündel von Beziehungen auf konstante Weise anwendet.“ (Foucault 1981 [1973]: 80)

Die Definition von diskursiven und nichtdiskursiven Praktiken und ihre wechselseitigen Beziehungen ist in der *Archäologie des Wissens* problematisch und wirft einige Fragen auf. Wie können etwa diskursive Praktiken gleichzeitig in „Autonomie“ definiert sein, ohne jedoch mit dem „Statut reiner Idealität und völliger historischer Unabhängigkeit“ ausgestattet zu werden – so Foucaults Anspruch (ebd.: 235). Kammler kritisiert die „unklare Verwendung der Unterscheidung diskursive vs. nichtdiskursive Praxis“ als „entscheidende Unstimmigkeit“ in der *Archäologie des Wissens* und weist darauf hin, dass es Foucault nicht gelänge, auf „Beispiele und metaphorisch-theoretische Schemata“ zu verzichten, mit denen sein Unternehmen dem logozentrischen Denken

10 Ute Frietsch danke ich für den entscheidenden Hinweis, dass der auch aktuell ausgesprochen gängigen Formel „Frage der/des xyz“, Foucaults Begriff der Problematisierung entgegengesetzt werden könne. Vor dem Hintergrund der Geschichte des Nationalsozialismus, in der die Bestimmung einer „Frage“ die unerbittlich konsequent verfolgte „Lösung“ nach sich zog, ist diese Redeweise umso alarmierender. Zur Untersuchung von Problematisierungsweisen vgl. a. Klöppels Studie über die medizinisch-psychologischen Problematisierungen von „Hermaphroditismus“ und „Intersexualität“ (voraussichtlich 2007).

verhaftet bleibe, gegen das es sich richte (ebd.: 109 f.). Kritisiert wird, dass mit der These, „dem Diskurs komme eine Art Priorität zu“ vor dem Nichtdiskursiven, Foucault nicht erfassen könne, wie diskursive Praktiken von nichtdiskursiven Praktiken abhängen (Dreyfus/Rabinow: 92 f.). Auch Jäger kritisiert die Unterthematisierung nichtdiskursiver Praktiken, wenn er die Auffassung vertritt, die „diskursiven Praxen bleiben für ihn [Foucault; I. J.] doch verbal, streng von den nicht-diskursiven Praxen getrennt, und er bleibt der Trennung zwischen geistiger und (ungeistiger?) körperlicher Arbeit verhaftet“ (Jäger 2001: 93).¹¹

Was an dieser Unterscheidung problematisch wird, ist die Frage nach „Machtwirkungen“ von Diskursen einerseits und die Kontextualisierung der Entstehung von Diskursen in spezifischen, historischen Machtverhältnissen andererseits. Wenn sich die archäologische Beschreibung ausschließlich auf diskursive Beziehungen auf der Ebene der Aussagen bezieht, indem deren Regelhaftigkeit aufgezeigt wird, fehlt das „Problem der ‚diskursiven Ordnung‘, der sich aus dem Spiel der Aussagen ergebenden spezifischen Machtwirkungen“ (Foucault 1978a: 26). Mit dem Entwurf der *Genealogie* erfolgt eine machtheoretische Begründung der Entstehung von Diskursen. In der *Archäologie* sind jedoch die Elemente zusammengestellt, die zur Beschreibung und Analyse von diskursiven Formationen und ihren Aussagen sowie deren Zusammenwirken und ihrer Funktionsweise notwendig sind.

In diesem Sinne ist die Analyse von *Positivitäten* eine Analyse der Regeln diskursiver Praxis, die die Konstitution der vier Bereiche Gegenstände, Äußerungsmodalitäten, Begriffe und Strategien ermöglichen (Foucault 1981 [1973]: 258). Als „Realitätsbedingungen für Aussagen“ definieren Positivitäten eine spezifische Geschichte „der wirklich gesagten Dinge“ im „historischen Apriori“ (ebd.: 184 ff.). Das *Archiv* stellt dann das „Gesetz“, das „allgemeine System der Formation und Transformation der Aussagen“ dar (ebd.: 188).¹² Wenn in dem Archiv die historischen Entstehungsbedingungen für die Aussagen enthalten sind, so wird deutlich, warum das Archiv „uns nahe, aber von unserer Aktualität abgehoben“ ist, wie Foucault schreibt (ebd.: 189). Als System, das das Erscheinen von Aussagen bedingt, ist es uns bekannt und vertraut, in seiner „Totalität“ und „Aktualität“ jedoch nicht zu erfassen. Deswegen muss die Archäologie rekonstruierend verfahren: ausgehend von der Beschreibung dessen, was als Aussage erscheint, sollen die Regeln ihrer Bedingtheit aufgezeigt werden. Diese sind jedoch nicht unmittelbar

11 Entsprechend ist die Kritik von Waldenfels (1991: 291; vgl. Jäger 2001: 94).

12 Foucault fasst unter „Aussagensystemen“, die das Archiv bilden, „Ereignisse“ und „Dinge“ zusammen (Foucault 1981 [1973]: 186 f.).

zugänglich, sondern werden durch die verschiedenen Verfahrensweisen der Archäologie aufgedeckt und erlauben so eine Formulierung der diskursiven Beziehungen zwischen einzelnen diskursiven Elementen und Ebenen. Das Archiv einer Gesellschaft oder Epoche kann dabei nie „erschöpfend“, d. h. in seiner Totalität, aufgezeichnet werden, genauso wenig wie das aktuelle Archiv der Gesellschaft, der wir selbst angehören, so Foucault (ebd.: 188 f.). Aufgabe der archäologischen Beschreibung und Untersuchung ist es folglich, das Archiv freizulegen, das bestimmte diskursive Formationen ermöglicht. Dabei sollen diejenigen Bedingungen, die Wahrheitseffekte von Diskursen determinieren, rekonstruiert werden.

„Schwellen des Wissens“

Eine These der vorliegenden Untersuchung lautet, dass die Verbreitung der Rede von Identität sich u. a. einem Nimbus der Wissenschaftlichkeit verdankt. Was zeichnet nun die „Wissenschaftlichkeit“ eines bestimmten Begriffs oder von bestimmten „Konzepten“ aus? Um dieser Frage nachzugehen, wird hier auf Foucaults in der Archäologie des Wissens entworfene „Schwellen“ des Wissens, denen bestimmte Typen der Wissenschaftsgeschichte korrespondieren, zurückgegriffen. Zunächst ist aber an die bereits formulierte Prämisse zu erinnern, wonach Diskurse ihre eigenen Wahrheitseffekte produzieren und Wissenschaft als innerdiskursiver Effekt hergestellt wird. Dies bedeutet, dass nicht nach der Rationalität von Wissenschaft gefragt wird, sondern nach den Bedingungen, die diese Effekte ermöglichen. Die von Foucault in der Archäologie formulierten „Schwellen“ stellen eine Möglichkeit der Beschreibung und Analyse der diskursiven Entfaltung, Verschiebungen, Verwerfungen und Überlappungen in der Rede von Identität dar. Dabei wird aufgezeigt, wie die diskursive Formation und die diskursive Praxis zu bestimmten historischen Zeitpunkten an spezifischen geopolitischen Orten historischen, politischen und ökonomischen Anforderungen entsprechen, und wie sie mithilfe von bestimmten Institutionen verbreitet werden, wie sie von diesen geformt werden und wie sie möglicherweise dazu beitragen, diese wiederum zu formen. Die Ausbildung eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ wird in Zusammenhang mit der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen an der Universität von Chicago seit 1890 sowie der Konsolidierung des Nationalstaats im „imperialen Zeitalter“ gestellt (Kapitel 4). Der Entwurf von Identitätsmodellen wird in seinem Zusammenhang mit der Entstehung von wissenschaftlichen Feldern nach dem Zweiten Weltkrieg herausgearbeitet. Auch die Gründung von Nationalstaaten aus den Dekolonisationsbewegungen heraus, die Schaffung der Vereinten Nati-

onen und die Menschenrechtserklärung, schließlich die Formierung der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten, gefolgt von anderen sozialen Bewegungen wie der Frauenbewegung, werden auf Ähnlichkeiten bzw. Unterschiede zu dem Entwurf von Identitätsmodellen hin untersucht (Kapitel 5 und 6).

Das Verhältnis von „Wissen“ und „Wissenschaft“ bestimmt Foucault in der Unterscheidung von der Ideengeschichte. Während diese der Achse „Bewusstsein – Erkenntnis – Wissenschaft“ folge, ordne sich die archäologische Untersuchung entsprechend der Achse „diskursive Praxis – Wissen – Wissenschaft“, so Foucault. Anders als in der Ideengeschichte, die ihre Analyse auf „Erkenntnis“ beziehe, sei dies bei der Archäologie „Wissen – das heißt in einem Bereich, wo das Subjekt notwendigerweise angesiedelt und abhängig ist, ohne dass es dort jemals als Inhaber auftreten kann (sei es als transzendente Aktivität, sei es als empirisches Bewusstsein)“ (Foucault 1981 [1973]: 260).

„Wissen“ wird als Menge von Elementen definiert, die „von einer diskursiven Praxis regelmäßig“ gebildet werden und die eine Wissenschaft konstituieren können. Zu ihnen gehört ein Bereich von Gegenständen, ein Raum, von dem aus ein Subjekt über Gegenstände des Diskurses sprechen kann, „das Feld von Koordination und Subordination der Aussagen, wo die Begriffe erscheinen, bestimmt, angewandt und verändert werden“ und „Möglichkeiten der Benutzung und der Aneignung, die vom Diskurs geboten werden“. Foucault zufolge kann es zwar Wissen unabhängig von Wissenschaften geben, aber kein Wissen ohne „definierte diskursive Praxis“. Umgekehrt wird die „diskursive Praxis [...] durch das Wissen bestimmt [...], das sie formiert“ (ebd.: 259 f.). Die archäologische Untersuchung bezieht sich auf die Konstitution von Formationen des „Wissens“, das umfassender ist als Disziplinen, Wissenschaften oder „Positivitäten“ (ebd.: 253 ff.).

Die vorliegende Untersuchung von Arbeiten von Mead, Erikson und Goffman ist folglich nicht als (ausschließlich) werkimmanente Analyse entworfen und die hier präsentierte Lesart unterscheidet sich in bestimmten Punkten von disziplinär anerkannten Werkinterpretationen. Da es darum geht, Regelmäßigkeiten herauszuarbeiten, die hier auf die Effekte eines Diskurses und nicht die Einstellung oder das Bewusstsein eines Autors zurückgeführt werden, werden – ausgehend von Prämissen, die aus postkolonialen und queer Ansätzen abgeleitet werden – bestimmte Elemente und ihre Beziehungen zueinander in den Mittelpunkt der Analyse gestellt, die in kanonischen Interpretationen mitunter als „marginal“ gelten würden, wenn nicht sogar als „bedeutungslos“. Tatsächlich werden manche „Elemente“ auf diese Weise erst bedeutsam, indem sie in Zusammenhang mit anderen Elementen sowohl innerhalb

eines Werks als auch anderer Arbeiten und wissenschaftlicher Felder und schließlich mit historischen gesellschaftspolitischen Veränderungen und deren Problematisierung gebracht werden. So wird die Geschlechterdifferenz in Meads Theorie des Selbst in der vorliegenden Untersuchung in einen Zusammenhang mit der Differenz von Mensch und Tier gestellt, die für die Definition rationalen Handelns bestimmend ist. Möglich wird diese Herangehensweise oder „Perspektive“ auf Meads Texte erst vor dem Hintergrund feministischer Theoriebildung: sie ermöglicht erstens die Erweiterung der Analyse um Aspekte, die zweitens ohne das Aufzeigen struktureller Relationalität als Marginalia in Meads Werk gelten könnten, reduzierte man sie auf eine Vorliebe des Autors für krude Metaphorik oder auf biographische Gründe. Auch die Annahme einer individuell oder historisch begründeten „Frauenfeindlichkeit“ unterscheidet sich von dem hier vorgeschlagenen Vorgehen der Rekonstruktionen einer diskursiven Formation, insofern damit das einmalige Auftreten (und Vernachlässigbarkeit) einhergeht. Mit dem diskursanalytischen Verfahren wird untersucht, ob es sich um ein singuläres Moment – eine einmalige Metapher in einem Text – oder um ein regelmäßig auftretendes Moment handelt, das bestimmte Beziehungen ermöglicht.

Foucault nennt vier „Fälle“ der diskursiven Formation: die Schwellen der Positivität, der Epistemologisierung, der Wissenschaftlichkeit und der Formalisierung.¹³ Auf der „Schwelle der Positivität“ wird die Autonomie einer diskursiven Praxis erreicht, wenn „dasselbe Formationssystem der Aussagen angewendet“ wird, bzw. seine Transformation erfolgt. Mit der „Schwelle der Epistemologisierung“ entstehen „Verifikations- und Kohärenznormen“ und eine „beherrschende Funktion“ des Komplexes einer diskursiven Formation „als Modell, als Kritik oder als Verifikation“. Die „Schwelle der Wissenschaftlichkeit“ wird erlangt, wenn eine „epistemologische Figur“ von „bestimmten Konstruktionsgesetzen der Propositionen“ beherrscht ist, d. h. formalen Kriterien folgt. Mit der „Schwelle der Formalisierung“ schließlich findet die Entfaltung des formalen Gebäudes von Definitionen von Axiomen, von benutzten Elementen, von propositionalen Strukturen und Transformationen statt (1981 [1973]: 265 f.).

13 Foucault schränkt jedoch ein, dass die von ihm aufgestellte Chronologie nicht notwendigerweise von allen diskursiven Formationen durchlaufen werden muss, bzw. dass die Bedeutung und Dauer der jeweiligen Phasen variieren. Vor allem lehnt er die Vorstellung einer „evolutiven“ Abfolge ab: „Es handelt sich tatsächlich um Ereignisse, deren Streuung nicht evolutiv ist: ihre besondere Ordnung ist eines der Merkmale jeder diskursiven Formation“ (Foucault 1981 [1973]: 266 f.).

Folgende Typen der Wissenschaftsgeschichte werden unterschieden. Wenn die Formalisierungsschwelle überschritten ist, findet eine „rekurrentiale Analyse“ statt, d. h. die Analyse innerhalb einer konstituierten Wissenschaft (ebd.: 270). Eine Analyse auf der Ebene der Wissenschaftlichkeit rekonstruiert eine „epistemologische Geschichte der Wissenschaften“ (ebd.: 271), d. h. es geht darum, herauszuarbeiten, wie ein bestimmter Begriff zu einem wissenschaftlichen Begriff werden konnte. Dies geschieht beispielsweise durch die „Säuberung“ eines Begriffes von „Metaphern und imaginären Inhalten“, so dass in der Analyse die Gegensätze, durch deren Ausschluss sich eine Wissenschaft konstituiert, deutlich werden:

„[...] nimmt diese Beschreibung die konstituierte Wissenschaft zur Norm; die Geschichte, die sie erzählt, wird notwendigerweise durch den Gegensatz zwischen Wahrheit und Irrtum, Rationalem und Irrationalem, Hindernis und Fruchtbarkeit, Reinheit und Unreinheit, Wissenschaftlichem und Unwissenschaftlichem gegliedert.“ (Ebd.)

Auf der Ebene der Epistemologisierung erfolgt eine archäologische Beschreibung von diskursiven Praktiken, Regelmäßigkeiten, Modifizierungen. Es soll gezeigt werden, durch welche Regeln diskursive Praktiken zu „Epistemologisierungsprozessen“ transformiert werden und die Normen von Wissenschaftlichkeit erfüllt wurden und möglicherweise die Schwelle der Formalisierung erreicht wurde (Ebd.: 271 f.).

„Wenn man in der historischen Dichte der Wissenschaften das Niveau der diskursiven Praxis erforscht, [...] will man zwischen Positivitäten, Wissen, epistemologischen Figuren und Wissenschaften das ganze Spiel der Unterschiede, der Beziehungen, der Abstände, der Verschiebungen, der Unabhängigkeiten und der Autonomien und die Weise erscheinen lassen, wie ihre eigenen Historizitäten sich nacheinander artikulieren.“ (Ebd.: 272)

Eine vierte Form der Wissenschaftsgeschichte bezieht sich auf die Analyse der diskursiven Formationen, die eine Analyse der Episteme darstellt. Als Episteme definiert Foucault „die Gesamtheit der Beziehungen, die zu einer gegebenen Zeit die diskursiven Praktiken vereinigen können, durch die die epistemologischen Figuren, Wissenschaften und vielleicht formalisierten Systeme ermöglicht werden“ (ebd.: 272 f.).

2.3 Wissenschaftskritik als Diskursanalyse

Im Folgenden wird das methodische Vorgehen der vorzunehmenden Untersuchung skizziert. Zunächst geht es um die *Konstruktion eines Diskurses*, der beschrieben und analysiert werden soll. Ein erster Schritt der diskursanalytischen Untersuchung besteht in der Konstruktion eines Diskurses, ausgehend von Vorannahmen und Thesen, die über eine diskursive Formation aufgestellt werden (vgl. Bührmann 1999: 57).

Am Anfang der Untersuchung steht die Beobachtung, dass der Begriff „Identität“ stark verbreitet ist in sozialwissenschaftlicher, geistes- und kulturwissenschaftlicher Literatur, d. h. Gegenstand einer Reihe von Untersuchungen ist. Gleichzeitig wird er in sozialen Bewegungen zu einem umkämpften Terminus. Während seit den 1960er Jahren Identitätsbezeichnungen in sozialen Bewegungen in westlichen Industrienationen zum organisierenden Moment wurden¹⁴, angefangen bei der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, über die Frauenbewegungen, die Lesben- und Schwulenbewegungen, werden seit den 1980er Jahren¹⁵, und zunehmend seit den 1990er Jahren, politische Praxen, die als „Identitätspolitik“ firmieren, von unterschiedlichen Seiten in Frage gestellt. Diese Kritik wird beispielsweise in den Frauenbewegungen von Lesben bezüglich der die Bewegungen organisierenden Bezeichnung und Identitätskategorie ‚Frau‘ angebracht¹⁶, von Schwarzen Feministinnen in den USA, von Migrantinnen (FeMigra) und Afrodeutschen Frauen (Adefra) in der BRD gegenüber den von Angehörigen einer Weißen Mehrheitsgesellschaft dominierten Frauen- und Lesbenbewegungen bezüglich der organisierenden Identitätsdefinition ‚Lesbe‘ oder ‚Frau‘,

14 Vgl. Gleason (1983), der auf den Zusammenhang von der Entstehung der Bürgerrechtsbewegung in den USA und der Etablierung des Identitätsbegriffs hinweist; vgl. a. Melucci 1989; Johnston/Laraña/Gusfield 1994; Eder 2000. Eine Aufzählung der US-amerikanischen Literatur, die von einem Zusammenhang von Neuen Sozialen Bewegungen und kollektiver Identitätsbildung ausgeht, findet sich bspw. bei Taylor/Whittier (1995: 172); über den Zusammenhang von Theorien neuer sozialer Bewegungen und kollektiver Identitätsbildung vgl. Marx Ferree/Roth (1998).

15 Diese Kritik gab es im Kontext der Bürgerrechtsbewegung und Black Power Bewegung in den USA bereits seit den 1960er Jahren. Vgl. 6.2.2 und 6.2.4. Seit den Anfängen einer sich formierenden Lesbenbewegung kritisierten Schwarze Feministinnen wie beispielsweise Audre Lorde dominante, ausschließende Verhaltensweisen in lesbischer Subkultur (Lorde 1982, dt. 1993).

16 Wittig bspw. lehnt die Kategorie ‚Frau‘ als allgemeine und umfassende Kategorie ab, indem sie auf deren Bedingtheit in heterosexuellen Denksystemen und ökonomischen Systemen hinweist und daraus folgend postuliert: „Lesbians are not women“ (Wittig 1992: 32).

von Lesben gegenüber Schwulen bezüglich der Identitätsbezeichnung ‚Homosexuelle‘, um nur einige der ausbrechenden symbolischen Kämpfe um Identitätsdefinitionen zu nennen. Was sich daran zeigte: Identitätsbezeichnungen, die ursprünglich soziale Bewegungen zu organisieren vermochten, wurden in Frage gestellt und zum Objekt von Auseinandersetzungen, d. h. die Konzeption von „Identität“, die in den sozialen Bewegungen seit den 1960er Jahren¹⁷ einen produktiven Charakter hatte, indem damit soziale Bewegungen begründet und hervorgebracht worden waren, wurde nun nicht mehr ausschließlich als „emanzipatorisch“ aufgefasst, sondern als normierend und ausschließend kritisiert. Diese Auseinandersetzungen sind nicht nur in sogenannter grauer Literatur dokumentiert, in zahlreichen Zeitschriften, Zeitungen, Handbüchern und Sitzungsprotokollen, die im Kontext der sozialen Bewegungen entstanden, sie fanden auch Eingang in wissenschaftliche Diskussionen. Dies ist an den Diskussionen, die im Rahmen von *cultural studies*, *women's studies* und *gay- and lesbian studies* im englischsprachigen Raum stattfinden, zu ersehen¹⁸. Es scheint, als hätten die Kontroversen

17 In der Soziologie der sozialen Bewegungen wurden diese Bewegungen als „Neue Soziale Bewegungen“ bezeichnet, aufgrund der Erwartungen, die an sie bezüglich ihrer gesamtgesellschaftlichen emanzipatorischen Wirkungen herangetragen wurden. So wird in dem Auftauchen von „Neuen Sozialen Bewegungen“ mitunter „die bedeutendste politische Verkörperung eines fundamentalen sozialen Wandels“ gesehen, der sich in der Schaffung einer starken Gegenkultur äußere, auf die nachfolgende Bewegungen aufbauten (Kriesi 1987). Dies wird inzwischen als „rationalistisches Paradigma“ in der Forschung über soziale Bewegungen bezeichnet: die Gesellschaft als Ganzes strebe im Zuge der Auseinandersetzungen, die von sozialen Bewegungen angestoßen werden, der Vollendung ihrer rationalen Voraussetzungen zu (Eder 2000). Ferree/Roth (1998) stellen die Kritik US-amerikanischer Bewegungsforschung an der Behauptung der „Neuheit“ sozialer Bewegungen sowie an der These, die Bedeutung kollektiver Identitätskonstruktionen beschränke sich auf soziale Bewegungen seit den 1960er Jahren, dar. Sie beschreiben eine Verschiebung des Forschungsinteresses hin zur Thematisierung kollektiver Identität und zur „Entwicklung einer neuen Sozialpsychologie sozialer Bewegungen“. Mit den Auseinandersetzungen um Bezeichnungen innerhalb dieser sozialen Bewegungen, dem damit einhergehenden Verlust an emanzipatorischem Impetus, der bis dahin für Identitätsdefinitionen und -zuschreibungen in Anspruch genommen worden war, D. h. mit dem Fragwürdigwerden eines emanzipatorischen Identitätsbegriffs scheint die Kritik des Attributs „neu“ bezüglich sozialer Bewegungen parallel zu gehen. Gleichzeitig wird eine Bedeutungszunahme von Identitätsmodellen für die Untersuchung sozialer Bewegungen konstatiert.

18 Im deutschsprachigen Raum findet in wissenschaftlichen Feldern eine Diskussion, die dem Ausmaß derjenigen im englischsprachigen Raum vergleichbar wäre, nicht statt, was wohl auf eine nur teilweise durchge-

um bestimmte Identitätsdefinitionen, die kritischen Auseinandersetzungen mit subjektivierenden Definitionen einerseits und die verstärkte Untersuchung von Gegenständen unter dem Begriff „Identität“ in den Sozial- und Kulturwissenschaften andererseits zu Differenzierungen innerhalb sozialer Bewegungen und damit auch zur Vervielfältigung und Intensivierung von Identitätsdefinitionen geführt. Mit anderen Worten: es kam zu der Fundierung eines „Identitätsdispositivs“.

Es ist also zu unterscheiden zwischen einem Gebiet des Wissens „Identität“ und einem „Identitätsdispositiv“. Als „Dispositiv“ beschreibt Foucault diejenigen Beziehungen, die verschiedene diskursive und nicht-diskursive Elemente miteinander verbinden: „Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann“ (1978b: 120).¹⁹ Außerdem schreibt Foucault dem Dispositiv eine „strategische Natur“ zu, d. h. das Dispositiv ist eine Weise, mittels derer bestimmte Kräfteverhältnisse manipuliert und verändert werden. Die „strategische Zielsetzung“ des Dispositivs besteht darin, zu einer Vermehrung und Intensivierung der Macht beizutragen.²⁰ „Eben das ist das

führte Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung einerseits und eine fehlende Etablierung von Studiengängen, die nichtheterosexuelle Lebensweisen zum Inhalt hätten, also ‚queer studies‘ oder ‚gay- und lesbian studies‘ gleichkäme, zurückzuführen ist.

- 19 Foucault zählt folgende Elemente auf: „Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes“ (Foucault 1978b: 119 f.).
- 20 In diesem Zusammenhang ist die Rede von einem doppelten Prozess, der „funktionellen Überdeterminierung“ und der „strategischen Wiederauffüllung“, der durch das Dispositiv in Gang gebracht wird. Am Beispiel des Dispositivs der Inhaftierung veranschaulicht Foucault diese Prozesse. Zunächst werden heterogene Elemente vereinheitlicht: am Beispiel der Inhaftierung lässt sich ersehen, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt die Haft als „wirksamste[s] und vernünftigste[s] Instrument“ galt, das gegen Kriminalität eingesetzt wurde. Im Sinne einer „funktionellen Überdeterminierung“ wurden sämtliche Formen des Strafens dementsprechend vereinheitlicht, D. h. das Gefängnis wurde die vorwiegende Form des Strafens. Es galt nicht nur als humaner als öffentliche Hinrichtungen, sondern es wurde auch ein bestimmter erzieherischer Zweck damit verfolgt, so die „positive“ Bestimmung des Gefängnisses. Die Inhaftierung zeitigte allerdings auch „negative“ Folgen, die nicht intendiert gewesen waren, nämlich die Produktion eines Milieus der Delinquenz. Das Dispositiv bewirkt, dass die „Negativität ins Positive gekehrt“ wird, D. h. dieser negative Effekt in einen positiven gewendet wird, indem das delinquente Milieu durch eine neue Strategie wieder nutzbar gemacht wird für politische und ökonomische Zwecke (als Beispiel wird hier Prostitution genannt). Diese Umkehrung bezeichnet dann eine „strategische Wiederauffüllung“ (ebd.: 121 f.).

Dispositiv: Strategien von Kräfteverhältnissen, die Typen von Wissen stützen und von diesen gestützt werden“ (ebd.: 123). Es handelt sich bei Dispositiven um „Ordnungen“, die „Aussagbares“ und „Sichtbares“ zu definieren erlauben (Deleuze 1991: 154). Deleuze’ Lesart könnte in dem Sinne verstanden werden, dass unter diskursiven Praktiken „Aussagbares“ oder „Sagbares“, unter nichtdiskursiven Praktiken „Sichtbares“ gefasst sind, die im „Wissen“ zueinander in Beziehung gesetzt sind (vgl. Fink-Eitel 1989: 59).

Das „Identitätsdispositiv“ wäre dann ein Bündel von Strategien, die die Organisation des Wissens von „Identität“ ermöglichen, seine Vielfältigung und Intensivierung. Die strategische Umkehrung eines negativen Effektes, der unter Umständen bewirkt wurde – in Bezug zu den sozialen Bewegungen könnte dies in der Unterminierung von Identitätsdefinitionen wie ‚Frau‘ gesehen werden, was oft als Zersplitterung der Frauenbewegungen interpretiert wird – bestünde dann in der Begründung neuer Identitätskategorien und möglicherweise neuer Bewegungen oder Bewegungsströmungen. Das „Identitätsdispositiv“ ermöglicht außerdem die Intensivierung und Vergrößerung des Wissens Identität, das zu einer Differenzierung führt, sowie dazu, dass weitere gesellschaftliche Bereiche in das Wissen von Identität einbezogen werden können. Wenn das Dispositiv das „Netz“ ausmacht, welches verschiedene Elemente zusammenfasst, in eine Beziehung zueinander setzt, und wodurch die Umkehrung von Effekten sowie deren Nutzbarmachen ermöglicht wird, dann ist unter dem „Identitätsdispositiv“ jenes Netz von Beziehungen zu verstehen, das die verschiedenen Elemente, die das Gebiet des Wissens „Identität“ ausmachen, in einen Zusammenhang bringt. Außerdem führt das „Identitätsdispositiv“ dazu, dass „negative“ Effekte in „positive“ umgekehrt werden, indem sie für bestimmte Machtverhältnisse nutzbar gemacht werden. Zu dem Prozess der „strategischen Wiederauffüllung“ gehört auch eine umfassendere Nutzbarmachung, etwa durch ökonomische Kräfte. In diesem Sinne ließe sich die Bedeutungszunahme der sozialwissenschaftlichen Identitätskategorie verstehen, die möglicherweise auch eine Vereinheitlichung sozialwissenschaftlicher Analyseinstrumente mit sich bringt, wenn verschiedene soziale Phänomene unter Aspekten von Identitätsbildung untersucht und diskutiert werden. „Nutzbar“ wird das so vielfältigte Wissen im Sinne von Anforderungen der „Flexibilisierung“ von Individuen, die ihre Arbeitskraft auf dem Feld eines globalisierten Kapitalismus anbieten müssen. So ist auffällig, dass aus ganz unterschiedlichen Zusammenhängen heraus, Individualisierung, bzw. die Herausbildung einer anpassungsfähigen, „flexiblen“ Identität als notwendig, als angemessener oder „fortschrittlicher“ Umgang mit den Ansprüchen von sich verändernden

Produktionsweisen und den damit einhergehenden gesellschaftlichen Konsequenzen für die Individuen, erscheint.

Der Begriff des Dispositivs wird von Foucault in seiner Untersuchung zur Geschichte der Sexualität entwickelt. Die Funktion des Sexualitätsdispositivs macht er in der Durchdringung, Vermehrung und Erneuerung der Körper und der Kontrolle der Bevölkerung aus (1995 [1976]: 129). Jäger kommt auf das Konzept des Dispositivs, um den Zusammenhang von diskursiven und nichtdiskursive Praxen sowie „Sichtbarkeiten/Vergegenständlichungen“ zu analysieren. Mit der Dispositivanalyse sollen „Handlungen als nichtdiskursive Praxen“ zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden (2001: 106 f.). Die vorliegende Arbeit hat nicht die Analyse des Denkens, Handelns und Wahrnehmens von sozialen AkteurInnen zum Inhalt. Dennoch hat sie zur Prämisse, dass Diskurse soziale Realitäten formieren und damit auch das, was soziale AkteurInnen als solche wahrnehmen und erleben. Ein weiterer Ansatz, der den Zusammenhang von Diskursproduktion und Erfahrung sozialer AkteurInnen thematisiert, wird von Bruder formuliert. Bruder zufolge ist die Wirkung von Diskursen auf die Unbewusstmachung von Bedeutungen in der Übersetzung durch die Einzelnen zurückzuführen (2005). Mit Laplanche geht er davon aus, dass Diskurse als Vermittlung zwischen „Erfahrungswelt des Subjekts und dem strukturellen Verhältnis der Macht“ (ebd.) fungieren. Im Diskurs werden gewissermaßen Bedeutungen produziert, die ihre Wirkung erlangen, indem sie von den Einzelnen als bewusste und unbewusste übersetzt werden.

Im Vergleich zum Diskurs kommt dem Dispositiv eine übergeordnete Funktion von strategischer Art zu. Wissen umfasst dann diskursive wie nichtdiskursive Praktiken, bzw. „Aussagbares“ und „Sichtbares“. Foucault betont, dass Diskursives nicht ausschließlich Sprechen und Sprache umfasst (1981 [1973]: 74). Dennoch findet sich keine Definition nicht-diskursiver Praktiken, die nicht wieder in ihrem Unterschied zu diskursiven Praktiken relativiert wären. Foucault hebt das strategische Moment des Dispositivs hervor, um die vernachlässigbare Differenz zwischen Diskursivem und Nichtdiskursivem anzuzeigen.²¹ Bublitz

21 Foucault selbst scheint einer Unterscheidung zwischen diskursiven und nichtdiskursiven Praktiken nicht viel Bedeutung einzuräumen, wenn er in einem Gespräch zunächst Nichtdiskursives als „Institution“ und als gesellschaftliches „Zwangssystem“ definiert: „alles nicht-diskursive Soziale ist Institution“, um darauf folgend, bezüglich der Wirkung des Dispositivs, eine solche Unterscheidung wieder aufzuheben: „Aber für das, was ich mit dem Dispositiv will, ist es kaum von Bedeutung, zu sagen: das hier ist diskursiv und das nicht. Vergleicht man etwa das architektonische Programm der Ecole Militaire von Gabriel mit der Ecole Militaire selbst?“

beschreibt Dispositive als „Streuung diskursiven Wissens, [das] sich zu scheinbar homogenen, in sich kohärenten Macht-Wissens-Komplexen [...] verbindet“ (Bublitz 2001: 228). Demzufolge können als „Identitätsdispositiv“ „Macht-Wissens-Komplexe“ definiert werden, durch die die Streuung diskursiven Wissens über „Identität“, d. h. „die Polyvalenz diskursiver Praktiken, die Polysemie von Bedeutungen und die Heterogenität sozialer Wirklichkeit“ (ebd.), zu einem kohärenten Ganzen vereinheitlicht wird. Im „Identitätsdispositiv“ ist demnach das, was das Wissen „Identität“ ausmacht, organisiert. Darunter können „Diskursgeflechte“ (ebd.) verstanden werden, die das Wissen „Identität“ umspannen: dazu zählen beispielsweise „Spezialdiskurse“ und „Interdiskurs“ (Link 1983).

In einem nächsten Schritt sollen Phänomene dargestellt werden, die als Gebiete des Wissens „Identität“ zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt, Ende des 20. Jahrhunderts, in westlichen (Post-)Industriationen, beschrieben werden können. Es waren vier Modalitäten zur archäologischen Beschreibung von Diskursen genannt worden, denen jeweils vier Aussagefunktionen entsprechen: Gegenständen steht ein Referential oder Korrelationsraum gegenüber, Äußerungsmodalitäten Subjektpositionen, Begriffen ein assoziiertes Feld und Strategien Wiederholbarkeit oder materielle Existenz. Es können Phänomene in ihrer Funktion als Korrelationsräume aufgezeigt werden, die bestimmte Objekte erscheinen lassen. Zu den Referentialen, die „Identität“ zum *Objekt* werden lassen, zählen etwa Sexualität, Geschlecht, ethnische, kulturelle oder Klassenzugehörigkeit. Es entstehen Räume, von denen aus über „Identität“ gesprochen wird, sich also *Subjekte* einer Aussage über „Identität“ qualifizieren. Dazu gehören neben sozialen Bewegungen und ihren Organisationen, „Selbsthilfegruppen“, „consciousness raising groups“, Therapiesettings, (Auto-)Biographien, Reportagen etc. Als *Koordinationsfeld* oder „Aussagefeld“ können Felder gelten, in denen die Bedingungen festgelegt werden, die Aussagen über „Identität“ ermöglichen. In wissenschaftlichen Diskursen, d. h. sozialwissenschaftlichen, medizinischen Untersuchungen, Modellen und Theorien, in sozialen Bewegungen, in Räumen der Alltagskultur (wie in Fernsehshows, Zeitungsberichten, Fiktion, Dokumentarfilmen etc.) werden Thematisierungsweisen, Formen legitimen Sprechens über „Identität“ hergestellt, differenziert und deren Verbreitung ermöglicht. Beispiele für solche Formen legitimen Sprechens über „Identität“ sind Beschreibungen von

Mich interessiert dabei nur, ob nicht das Gebäude dem Programm entspricht. Aber ich glaube nicht, dass es dafür von großer Bedeutung wäre, diese Abgrenzung vorzunehmen, alldieweil mein Problem kein linguistisches ist.“ (1978b: 125).

„Identität“ als „Natur“, „innerer Kern“, die in einem (leidvollen) Prozess der „Selbstfindung“ entdeckt werden, mitunter in ritualartigen Szenarien den „anderen“ offenbart werden (Zeremonien des Coming-out, in denen das „Innerste“ nach „außen“ gekehrt wird), wodurch „Anerkennung“ erlangt werden kann, bzw. „Interessen“ Geltung verschafft und politische Forderungen nach „Rechten“ gestellt werden können. Schließlich können bestimmte institutionalisierte Formen (polizeiliche Feststellung von Identität; Staatszugehörigkeit; staatliche Institutionen und nichtstaatliche Stellen, die das Sammeln und Verwalten von „Identitätsdaten“ betreiben und formalisieren u. v. m.) als Strategien aufgefasst werden, mit denen die *Materialität und Wiederholbarkeit* des Sprechens über „Identität“ garantiert werden soll.²²

Die diskursiven Formationen, die sich zu einem „Wissen“ von „Identität“ zusammenschließen, sind umfassender und komplexer, als an dieser Stelle dargestellt werden kann. Es geht hier darum, den Untersuchungsgegenstand zu konzipieren, indem Hypothesen aufgestellt werden, die mit wenigen Beispielen veranschaulicht sind. Sie ermöglichen die Annahme, dass es einen Komplex gibt, der als Wissen „Identität“ das Sprechen von „Identität“ zur Jahrhundertwende vom 20. ins 21. Jahrhundert in westlichen (Post-)Industrienationen regelt. Inhalt der Untersuchung ist allerdings nicht das skizzierte Gebiet eines Wissens „Identität“ in seiner Gesamtheit, sondern die Hervorbringung der Rede von Identität als sozialwissenschaftlichem Diskurs des „autonomen Subjekts“. Von den vorangehenden Ausführungen leiten sich die Hypothesen zur Rekonstruktion dieses Diskurses ab. Eine erste Hypothese lautet, dass die Problematisierung von Identität in sozialwissenschaftlichen Disziplinen im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg in den Vereinigten Staaten zusammen mit der Problematisierung von Identität in den genannten sozialen Bewegungen zu einer Intensivierung und Vervielfältigung der Rede von Identität geführt hat. Eine weitere Hypothese besagt, dass der Begriff Identität als wissenschaftlicher Begriff Verbreitung und Anerkennung fand.

22 Vgl. Willems' Untersuchung über Gruppentherapie als Form der Selbstthematisierung im Sinne einer Reaktion auf Modernisierung bzw. als „psychogenetischer Modernisierungsfaktor“. Willems zufolge handelt es sich dabei um „identitätsbezogenen und identitätsbildende Formen institutioneller Selbstthematisierung“ (Willems 1999: 62).

Elemente der Untersuchung

Dieser Diskurs wird vorwiegend durch die Analyse von bestimmten Texten rekonstruiert, wobei Thesen über den Zusammenhang mit institutionellen Bedingungen aufgestellt werden. Sie beziehen sich auf die Problematisierung sozialer Ordnung in Zusammenhang mit der Herausbildung von Institutionen wie Disziplinen und dem Nationalstaat zu bestimmten historischen Zeitpunkten, nämlich zum Wechsel vom 19. zum 20. Jahrhundert und im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg. Im Mittelpunkt stehen Texte der drei Autoren, die heute als zentral für die Formierung eines sozialwissenschaftlichen Identitätsbegriffs gelten: George Herbert Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman. Für die Beschreibung und Untersuchung dessen, was hier als Schwelle der Wissenschaftlichkeit und der Formalisierung ausgemacht wird, werden zudem Texte aus anderen wissenschaftlichen Feldern hinzugezogen (den sogenannten „national-character studies“, sexualwissenschaftliche Untersuchungen über „Hermaphroditen“, die sozialwissenschaftliche Problematisierung von „Jugend“) sowie nicht-wissenschaftliche Texte, die „Jugend“ oder „Weiblichkeit“ zum Objekt haben. Darüber hinaus werden Texte analysiert, die sozialen Bewegungen wie der Bürgerrechtsbewegung, der Black Power Bewegung und der Frauenbewegung zugeordnet werden können oder ihrer Entstehung vorangehen. Es handelt sich dabei sowohl um wissenschaftliche wie nicht-wissenschaftliche Texte. Der untersuchte Textkorpus wird jeweils am Anfang eines Kapitels bestimmt.

Diese Untersuchung stützt sich auf Links Unterscheidung von „Interdiskurs“ und „Spezialdiskurs“ und wird angewendet, um Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen der wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Problematisierung von Identität herauszuarbeiten. Als „Interdiskurs“ definiert Link „die Gesamtheit diskursiver Elemente [...], die [...] mehreren Diskursen gemeinsam sind“ (Link 1983: 16; Hervorhebung i. O.). „Interdiskurs“ wird als „stark selektives Allgemeinwissen“, in Anlehnung an Foucault als „fluktuierendes gewimmel“ gefasst. Im Gegensatz zu den „Spezialdiskursen“ ist der „Interdiskurs“ nicht „explizit geregelt und systematisiert, ihm werden keine definitionen abgefordert, keine widerspruchsfreiheit usw.“ (Link 1986: 5 f.). Unter „Interdiskurs“ werden von Link „alle Aussagen und sonstigen Diskurselemente bzw. Diskurskomplexe [...], deren Okkurrenz nicht auf einen oder wenige Spezialdiskurse beschränkt ist“ gefasst (Link 1999: 154). D. h. „Interdiskurse“ bedienen „Spezialwissen überbrückende, integrative Funktionen [...] und [sind] vor allem an Subjektapplikationen gekoppelt, woraus sich das Vorherrschen der Konnotation und Mehrdeutigkeit erklärt“ (ebd.: 155). Zudem bietet sich Links analytisches Instrumentarium, das

anhand von Textanalyse entwickelt wurde, an, da hier Texte der Analyse zugrunde gelegt werden. Texte, die an der Hervorbringung eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ Anteil haben, werden mit Jägers Begriff der „Diskursfragmente“ (Jäger 1999: 137) bezeichnet. Als „Diskursfragmente“ gelten die Texte und Textstellen, die schließlich einer „Mikroanalyse“ unterzogen werden.

Ein weiteres Element in der hier vorgenommenen Diskursanalyse sind „diskurstragende Kategorien“, ein von Link eingeführter Begriff. Er bezeichnet „semantische Komplexe“, die zentral sind für eine diskursive Formation, was von Link negativ definiert wird:

„Diskurstragende Kategorien sind solche, durch deren ‚Entfernung‘ – wenn man sie sozusagen ‚herauszöge‘ wie die Stahlteile aus einer Betonkonstruktion – der betreffende Diskurs nicht länger ‚halten‘ könnte und in sich zusammenbräche wie ein Kartenhaus. Unter solchen Kategorien sind in der Regel nicht isolierte einzelne Wörter zu verstehen, sondern ganze semantische Komplexe einschließlich ihrer Praxisbezüge, wiederum vergleichbar mit kreuzweise angeordneten Stahlteilen in Beton.“ (Link 1997: 15)

Bublitz relativiert Links Begriff diskurstragender Kategorien bezüglich seiner Festigkeit. Sie werden demgegenüber als gesellschaftlich umkämpft entworfen: Kämpfe, bei denen es um Festlegung oder Umtermi- nierung von gesellschaftlichen Normen gehe (Bublitz 2001: 239 ff.). Ein weiterer Begriff in dieser Diskursanalyse ist Bublitz’ Konzept von „Diskurspolen“, die „paradigmatische Relationen“ innerhalb von und zwischen Diskursen ausmachen. Bublitz zufolge sind sie „im Sinne ‚imagi- närer‘ Verweisungszeichen im Material präsent, letztlich aber außerhalb des untersuchten Materials auffindbar“. Bei dem diskursrekonstruieren- den Verfahren, das Diskurspole festlegt, geht es um die Eingrenzung der „prinzipiell unendliche[n] Verweisungsstruktur von Diskursen“ auf „bi- polare Oppositionen“. Als „gesellschaftliche Ordnungsstrukturen“ ent- sprächen sie auf der Ebene der Diskursformationen „diskurstragende[n] Kategorien als semantische[n] Komplexe[n], Regelmäßigkeiten, Dis- kurspole[n] und Oppositionsmuster[n] sowie Machtwirkungen“ (Bublitz 2001: 247 ff.).

Schließlich gehört zum diskursanalytischen Vorgehen, die eigene diskursanalytische Position im Verfahren zu „objektivieren“²³, indem sie

23 Diaz-Bone beschreibt, in Anlehnung an Bourdieu Überlegungen, die „theoriegesteuerte Reflexionsebene“, die die Objektivierung der For- schungsposition gestattet, als einen zweifachen methodologischen „Bruch“. Erstens ist dies ein Bruch mit dem „subjektiven Verstehen und Deuten“, indem die Konstruktion objektiver Beziehungen erfolgt, die den zu beschreibenden Diskurs konstituiert. Zweitens soll eine Reflexion der

mithilfe der Rekonstruktion der Diskursregeln, diskursiver wie nichtdiskursiver Beziehungen zwischen diskursiven Elementen – d. h. über die Rekonstruktion des Archivs, bestimmt wird. Diese Vorgabe wird Haraways Forderung nach Situiertheit wie Foucaults Anspruch für die Genealogie gerecht. Eine diskursive Position, von der aus diese Diskursanalyse vorgenommen wird, wird im Folgenden skizziert. Sie ist im Referenzrahmen von Ansätzen feministischer, queer und postkolonialer Theorien verortet.

Dennoch sollen Diskurse nicht als homogene Entitäten konstruiert werden. Es ist ein Charakteristikum diskursanalytischen Vorgehens, Regelmäßigkeiten von diskursiven Formationen freizulegen, diese aber gleichzeitig als umkämpfte Phänomene, d. h. unabgeschlossene und unabschließbare Prozesse, deutlich werden zu lassen.²⁴ Dieses archäologische Prinzip ist mitunter wohl am schwierigsten zu realisieren. Wenn diskursive Praktiken Machtwirkungen haben, und diese mit dem diskursanalytischen Verfahren beschrieben werden sollen, so setzt das auch eine gewisse Stabilität der mit Macht ausgestatteten Instanzen voraus; jedenfalls sind sie nicht ohne weiteres außer Kraft zu setzen. Dennoch ist eher von Transformationsmöglichkeiten diskursiver Formationen als von ihrer Festigkeit auszugehen. Möglicherweise ist es gerade diese Fähigkeit zur Transformation, die die Dauer bestimmter diskursiver Erscheinungen, Elemente und Praktiken erklärt. Für die Umsetzung des diskursanalytischen Verfahrens stellen Hanke und Seier die Forderung auf, sie im „Spannungsfeld zwischen Rekonstruktion und Dekonstruktion“ anzusiedeln. Das beinhaltet die forschungspraktische Konzeption der Diskursanalyse als verkomplizierendem eher denn vereinfachendem Verfahren, indem Vielfalt und Mehrdeutigkeiten von Lesarten aufrecht erhalten werden. Außerdem solle die eigene diskursanalytische Tätigkeit in ihrer Produktivität beachtet werden, was einerseits die Intensivierung eines beschriebenen Diskurses, andererseits seine Destabilisierung mit sich bringen könne (Hanke/Seier 2000: 106 ff.).

zu beschreibenden Diskurs konstituiert. Zweitens soll eine Reflexion der Konstruktionsakte stattfinden (Diaz-Bone 1999: 127). Vgl. hierzu auch Bublit (2001: 246).

24 Vgl. hierzu Foucault (1981 [1973]: 188 ff.); Bublit (2001: 238).

2.4 Eine feministisch, queer und postkolonial informierte Kritik

Ausgehend von Identitätskritik, die in Ansätzen postkolonialer und queer Theorien formuliert wird, werden in dieser Arbeit die Bedingungen der Hervorbringung eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ rekonstruiert.²⁵ Kritik und Wissenschaftskritik wird demnach im Sinne eines diskursrekonstruierendem Vorgehens begriffen, bei dem die Möglichkeitsbedingungen der Rede von Identität und des Selbst herausgearbeitet werden. „Postkoloniale“ theoretische Ansätze gehen aus den antikolonialen Befreiungsbewegungen hervor, bzw. entstehen im Anschluss an die Befreiungskämpfe und -kriege in ehemals kolonisierten Gebieten. Postkoloniale Kritik stellt den Bezug zwischen Kolonialismus als Herrschaftsverhältnis und europäischer Geschichte wie der Geschichte sogenannter „westlicher“ Industrienationen heraus, indem europäischer Kolonialismus als Bedingung für die Entstehung der „Moderne“ aufgezeigt wird. Ausgangspunkt dieser Untersuchung ist die epistemologische Dimension postkolonialer Kritik.

Zunächst bezeichnet der Begriff des „Postkolonialismus“ den „Übergang vom Zeitalter der Imperien zum Zeitpunkt der Post-Unabhängigkeit

- 25 Es ist nicht die Zielsetzung dieser Arbeit, einen umfassenden Überblick über postkoloniale Theorien und queer theory zu geben. Die Termini sind umstritten, was ganz im Sinne dieser Ansätze und ihrer VerfechterInnen ist. Die Möglichkeit der Hinterfragbarkeit und Umdeutung des Konzepts „queer“ wird etwa von Butler zu einer Voraussetzung seines Gebrauchs gemacht (1995 [1993]: 300 f.). Ähnliches kann von Spivaks Prägung und Verwendung des Begriffs „postkolonial“ gesagt werden. So wird der Begriff in *Critique of Postcolonial Reason* (1999) paradox gebraucht. Einerseits wird eine Kritik an abendländischen Metanarrativen entwickelt, die eine Geschichte des (europäischen) Kolonialismus neu schreibt und ganz im Sinne einer Definition von „postkolonialer Kritik“ ist, die die Geschichte der „Moderne“ von ihrem „konstitutiven Außen“ des Kolonialismus her definiert. Andererseits zeigt Spivak die Kontinuitäten abendländischer „Vernunft“ bis in die aktuelle Situation und Verwendungsweisen des Begriffs „postkolonial“ auf, was in den Titel Eingang findet. Für einen Überblick über postkoloniale Kritik vgl. Loomba (1998), in deutscher Übersetzung liegen wichtige Texte in dem von Bronfen et al. herausgegebenen Sammelband (1997) vor, vgl. a. Conrad/Randeria (2002), die postkoloniale Kritik für die deutsche Geschichtsschreibung und Kulturwissenschaft einführen. Zum Thema von Identität bei Homi Bhabha vgl. Dietrich (2001). Für einen Überblick zu queer theory vgl. Jagose (1996), in deutscher Übersetzung (2001), sowie die Arbeiten von Hark (1993; 1996a und 1996b), Engel (2002), Genschel (1996; 1997) und Genschel/Lay et al. (2001), die queer theory im deutschsprachigen Raum für die Untersuchung von Geschlechterverhältnissen und als Inhalt von Frauen- und Geschlechterforschung einbringen.

oder Post-Entkolonialisierung“ (Hall 1997 [1996c]: 226). Diese zeitliche Bestimmung des Begriffs ist allerdings nicht eine wertende, sondern eine beschreibende Kategorie, die zudem als ein Prozess zu verstehen sei (ebd.). Eine Reihe von AutorInnen beziehen ihre Kritik auf die Vorsilbe „post“, die eine Überwindung des Kolonialismus suggeriere.²⁶ Hall tritt für die Markierung dieses Übergangs ein, der sich vor allem auf die erkenntnistheoretische und erkenntnispolitische Dimension bezieht. Die Geschichte der „westlichen, kapitalistischen Moderne“ gilt es dann von der europäischen Kolonisation als einem „zentralen, umfassenden, Strukturen sprengenden welthistorischen“ Ereignis her zu denken. Kolonisation umfasse dabei „den gesamten Prozeß von Expansion, Erforschung, Eroberung, Kolonisation und imperialer Hegemonisierung“ und fungiere als „konstitutives Draußen“ der europäischen und westlichen Moderne. Es gehe um einen „Bruch mit der gesamten historiographischen Großnarrative“, die die globale Dimension der europäischen Geschichte, der Geschichte der „Moderne“, auf einen Nebenschauplatz bannt, wie sie noch in der historischen Soziologie Max Webers und dem westlichen Marxismus vorzufinden sei: „In dieser Neuausrichtung der Bereiche der Erkenntnislehre und des Macht-Wissen-Komplexes an den Beziehungen von globaler Dimension und deren verschiedenen historischen Formen liegt die wirkliche Herausforderung durch die ‚Periodisierung‘ des ‚Postkolonialismus‘“ (ebd.: 231 f.).

Auf die wissenspolitische Dimension – die Bedingungen und Strukturen der Wissensproduktion – zielt auch Spivaks Untersuchung „postkolonialer Vernunft“. Den Begriff „postkolonial“ bezieht Spivak durchaus auf eine zeitliche Entwicklung, die Ablösung und „Recodierung“ des Objekts des Kolonialismus als „postkoloniales Objekt“, im Anschluss an die weltpolitischen Veränderungen von 1989 (1999: IX). Die kritische Rekonstruktion der literarischen, historischen und philosophischen Metanarrativen solle es letztlich ermöglichen, der Figur der „eingeborenen InformantIn“ auf die Spur zu kommen²⁷: „trace a subliminal and discontinuous emergence of the ‚native informant‘: autochtone and/or subaltern“ (ebd.: XI).

Eine weitere Bedingung postkolonialer Theoriebildung fasst Hall prägnant als „Übergang von [...] der Differenz zur *différance*“ (Hall

26 Vgl. z. B. McClintock (1995: 10 ff.). Für eine historisch und geopolitisch bestimmte Benennung plädieren Frankenberg/Mani, die für die Vereinigten Staaten einen Begriff „post Civil Rights“ im Unterschied zu „post-colonial“ vorschlagen (Frankenberg/Mani 1993: 293 ff.).

27 Der Begriff „Eingeborene“ ist der entsprechende deutsche Begriff kolonialer Prägung, im Unterschied zu „Einheimische“ (vgl. Arndt/Hornscheidt 2004).

1997 [1996c]: 227; Hervorhebung i. O.). Mit dem Bezug auf Derridas „différance“ stützt Hall postkoloniale Kritik auf ein bestimmtes Vorgehen, das darin besteht, die Einteilung sozialer Phänomene in Gegensätze zu überschreiten, indem sie in ihrer gegenseitigen Bedingtheit aufgezeigt werden. Dieser Wandel verpflichte uns, „die binären Oppositionen als Formen der Transkulturation, der kulturellen Translation neu zu lesen, die unweigerlich dazu führen, dass die kulturellen Hier-Dort-Polaritäten ein für allemal hinfällig werden“. Die Auswirkungen des Kolonialismus sind in den ehemals kolonisierten Gebieten *und* in den Metropolen der ehemaligen Kolonialmächte auszumachen. Auf diese Weise werde „ein von Dezentrierung, Diaspora-Erfahrung oder ‚Globalität‘ geprägtes Umschreiben der früheren imperialen Großgeschichten mit der Nation im Zentrum“ bewirkt (ebd.). Anders als in der dialektischen Aufhebung bewirkt die *différance* eine Verschiebung von Bedeutungen, eine Verschiebung im Sinne von Verräumlichen und Verzeitlichen.

Spivak bestimmt dieses Verfahren postkolonialer Kritik als „structure of postponements“ (1990: 70). Es gehe darum, diese Struktur des Verweisens nachzuvollziehen. Spivaks Formulierung einer Zielsetzung postkolonialer Kritik, die Welt „lesen“ zu lernen, um der „Supermacht“ etwas entgegenzusetzen, erfordert die Anerkennung der eigenen „Komplicität“ in der Wissensproduktion (1999: XII).

Die Ansätze, die hier als „queer“ bezeichnet werden, entstehen im Zusammenhang von Lesben- und Schwulenbewegungen vor allem in den Vereinigten Staaten u. a. in der öffentlichen Auseinandersetzung mit Heterosexualität als unhinterfragter Norm im Zuge politischer Kampagnen zu AIDS.²⁸ Mit dem Begriff „queer“ verbindet sich erstens das kritische Hinterfragen dieser Heteronormativität und damit das Wiederaufgreifen und Fortführen der Kritik an Normen als Form von Macht, wie sie seit dem Entstehen von sozialen Bewegungen in westlichen Industrienationen und Theorien, die im Zuge der antkolonialen Bewegungen entwickelt wurden, etwa von Frantz Fanon, formuliert wurde. Zweitens richtet sich die kritische Beschäftigung auch auf die „Diskurse und ihr konstruiertes Schweigen“ der Schwulen- und Lesbenbewegungen selbst, so De Lauretis in einem der ersten programmatischen Texte zu „Queer Theory“ (1991). Sedgwick stellt die Bedeutung von „across“ – dem deutschen Wort „quer“ verwandt – in den Mittelpunkt ihrer Definition von „queer“ in dem Vorwort der Essaysammlung *Tendencies*:

28 Vgl. z. B. Weeks (1995: 230 ff.); Genschel (1997); Kraß (2003a: 18). Weeks erörtert, dass ähnliche Entwicklungen auch in England, Kanada und Australien stattfanden und nennt einige politische Organisationen in England (ebd.: 232). Kritisch zur Übernahme des Konzepts in bundesdeutsche Subkultur vgl. Genschel (1997).

„[...] *across genders, across sexualities, across genres, across ,perversions‘*. [...] The *queer* of these essays is transitive – multiply transitive. The immemorial current that *queer* represents is antiseparatist as it is antiassimilationist. Keenly, it is relational, and strange.“ (Sedgwick 1994 [1993]: XII; Hervorhebung i. O.).

In Bezug zu sozialen Bewegungen und ihren Organisationen wird damit eine reflexive Auseinandersetzung mit politischen Praxen sogenannter Identitätspolitik der Lesben- und Schwulenbewegungen und der Frauenbewegungen verbunden, wobei sich die Kritik gegen eine essentialisierende Wirkung von Identitätspolitik richtet (vgl. z. B. Weeks 1995: 231) sowie die Ausgrenzungen, die aufgrund bestimmter Selbstzuschreibungen erfolgen. Statt Homosexualität rückt Heterosexualität in den Mittelpunkt politischer Auseinandersetzung, wobei dieser Gegensatz als Effekt von Heteronormativität problematisiert wird. Mit dem Begriff „queer“ wird, dem Begriff „postkolonial“ als Markierung einer epistemologischen Wende darin vergleichbar, der Anspruch auf Allgemeinheit verbunden: „The preference for ‚queer‘ represents, among other things, an aggressive impulse of generalization; it rejects a minoritizing logic of toleration or simple political interest-representation in favor of a more thorough resistance to the regimes of the normal“ (Warner 1993: XXVI).

Mit dem Begriff „queer“ wird allgemein die Ablehnung von Gegensätzen wie „männlich“ und „weiblich“, „homosexuell“ und „heterosexuell“ verbunden, die (auch als Ergebnis von Identitätspolitik) als essentialisierend zurückgewiesen werden bzw. ihre gegenseitige Abhängigkeit aufgezeigt wird. In der politischen Arena wird zuweilen auch ein Vergleich mit dem Konzept von „people of color“ angestellt, um den Charakter der Bündnispolitik zu betonen.²⁹

Eine weitere Zielsetzung von queer Politik und Theorie bezieht sich auf die akademische Wissensproduktion. *Erstens* avanciert der Gegensatz von „homo“ und „hetero“ zum problematischen Begriff in der Theoriebildung und Geschichtsschreibung, was von Sedgwick folgendermaßen auf den Punkt gebracht wird:

„[...] many of the major nodes of thought and knowledge in twentieth-century Western culture as a whole are structured – indeed, fractured – by a chronic, now endemic crisis of homo/heterosexual definition, indicatively male, dating

29 Vgl. z. B. Duggan, die Zitate von AktivistInnen anführt (1992: 25). Zur Vereinnahmung antirassistischer Politik durch queer Aktivismus, die sich in einer fehlenden Hinterfragung rassistischer Strukturen äußere, vgl. El-Tayeb (2003).

from the end of the nineteenth century. The book will argue that an understanding of virtually any aspect of modern Western culture must be, not merely incomplete, but damaged in its central substance to the degree that it does not incorporate a critical analysis of modern homo/hetero definition.“ (Sedgwick 1990: I).

Während Sedgwick ihre Analysen in der Literaturwissenschaft verortet, De Lauretis als Filmtheoretikerin die Bedeutung von Phantasie und Repräsentationsformen für eine Theorie lesbischen Begehrens und lesbischer Subjektivität behandelt, fordern manche AutorInnen die soziale Theoriebildung heraus, die homo/hetero Definition als konstitutiv für soziale Beziehungen und für Gesellschaftlichkeit im Allgemeinen anzuerkennen und zu untersuchen.³⁰ Zweitens rückt auch die akademische Wissensproduktion in den Blick der queer Kritik, die im Rahmen von „Gay and Lesbian Studies“ besonders im englischsprachigen Raum entstanden ist (z. B. De Lauretis 1991). In die deutschsprachige Diskussion wird der Begriff „queer“ von Hark u. a. mit der Zielsetzung eingeführt, die Konzeption von Geschlechtlichkeit in feministischer Theoriebildung um die Analyse der homo/hetero Definition zu erweitern, die Untersuchung von Normalisierungs- und Regulierungsverfahren zur Hervorbringung von „Geschlecht“ sowie die wechselseitige Bedingtheit mit anderen Analysekatgorien wie „Rasse, Klasse, Sexualität, Kultur, Ethnizität“ einzufordern (1993: 108).³¹ Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass queer Kritik auf die Denaturalisierung von Gegensätzen wie männlich/weiblich, homo/hetero sowie den Gegensatz von Geschlecht und Sexualität zielt, während diese Binarismen als konstitutiv für soziale und kulturelle Praxis in westlichen Industrienationen analysiert werden. Zudem wird der Zusammenhang mit Klassenbildung, Ethnisierung und Rassenkonstruktionen zum Untersuchungsgegenstand erklärt.³²

30 Vgl. z. B. Epstein (1991); Warner (1993a: IX ff.); Seidman (1994); vgl. die Beiträge in dem von Seidman herausgegebene Band *Queer Theory/Sociology* (1996), besonders Greenberg/Burstyn; Plummer; Stein/Plummer; Ingraham; Namaste; Irvine. De Lauretis' Theorie lesbischer Sexualität ist in ihrem Buch von 1994 entwickelt, dt. Übersetzung 1999.

31 Vgl. a. Hark (1999).

32 Kraß macht die Queer Studies in den Vereinigten Staaten als eine der „gegenwärtig produktivsten Forschungsrichtungen“ aus und bezieht sich dabei auf die Ergebnisse einer Bibliographie, die für den Zeitraum von 1990 bis 1996 ca. 600 Veröffentlichungen verzeichnet (2003a: 18). Zu einer Darstellung des deutschsprachigen Feldes vgl. Kraß (2003: 19, Fn. 21). Darüber hinaus wären die Aufsatzsammlungen zu nennen, die von Hark (1996), Etgeton/Hark (1997) und quæstio (2000) herausgegeben wurden. Zu Transgender und Intersexualität vgl. polymorph (2002).

Die vorliegende Arbeit ist feministisch, insofern Geschlechterverhältnisse in dem umfassenden Sinne, wie sie im Zuge von queer Theorie gefasst wurden, zum Inhalt von Theoriebildung und politischer Artikulation werden. Diese Definition kann verschiedene Formen der Politisierung umfassen sowie unterschiedliche Ausgangspositionen, von denen aus sie vorgenommen werden. Das Wort selbst impliziert den Bezug zu Kämpfen, in denen Frauen die Zuschreibungen und Anforderungen der historisch spezifischen Konzeptionen von Weiblichkeit zum Politikum machten und machen sowie die Machtverhältnisse hinterfragen, die sie begründen.

2.5 Skizze der Untersuchung

Die nachfolgend dargestellten Ansätze werden dieser Untersuchung zugrunde gelegt, indem sie wie analytische Instrumente auf die hier untersuchten Texte angewendet werden. Gegensätze, die in diesen Theorien problematisiert werden, werden als „paradigmatische Relationen“ aufgefasst, die, Bublitz zufolge, als Diskurspole bestimmt werden können, während sie auf „gesellschaftliche Ordnungsstrukturen“ verweisen. Die These, dass die problematisierten Gegensätze als Diskurspole auch die Thematisierung von Identität und des Selbst in den untersuchten Texten organisieren, ermöglicht es, ausgehend von der Textanalyse einen Diskurs zu rekonstruieren. Anders gesagt, soll auf diese Weise herausgearbeitet werden, inwiefern und auf welche Weise der hier rekonstruierte Diskurs in den Arbeiten von George Herbert Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman hervorgebracht wird, indem untersucht wird, ob und auf welche Weise die problematisierten Gegensätze auch diese Texte organisieren und strukturieren. In diesem Zusammenhang werden diskurstragende Kategorien bestimmt, die durch diese „paradigmatischen Relationen“ organisiert werden.

Mit „Matrix der Intelligibilität“ beschreibt Judith Butler ein Prinzip, das die „heterosexuelle Fixierung des Begehrens“ bewirkt, indem ein „Gebiet der kulturellen Intelligibilität“ definiert wird durch die Unterscheidung und den Ausschluss von bestimmten „Identitäten“, die als „Entwicklungsstörungen und logische Unmöglichkeiten“ gelten (Butler 1991 [1990]: 38 f.). Als Verworfenen bevölkern sie „jene ‚nicht lebhaften‘ und ‚unbewohnbaren‘ Zonen des sozialen Lebens, [...] die nicht den Status des Subjekts genießen, deren Leben im Zeichen des ‚Nicht-Lebhaften‘ jedoch benötigt wird, um den Bereich des Subjekts einzugrenzen“ (Butler 1995 [1993]: 23). Dieses Prinzip zur Hervorbringung von „Subjekten“ als heterosexuell, indem sie „intelligible Geschlechtsidenti-

täten“ darstellen, wird durch eine kausale Folge definiert: demnach entspringe aufeinander folgend aus „sex“, „gender“, sexuelle Praxis und Begehren. Die heterosexuelle Matrix wird durch ein Ausschlussprinzip bestimmt, das die Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil und das Begehren des gegengeschlechtlichen Elternteils ab einem bestimmten Zeitpunkt erfordert. Dieser gegenseitige Ausschluss von Identifizierung und Begehren ist allerdings konstitutiv nicht nur für eine Differenz zwischen „heterosexuell“ und allen Formen von Geschlechtlichkeit, die als nicht „intelligibel“ gelten, da sie diese Matrix in Unordnung bringen. Darüber hinaus wird auch ein asymmetrischer Gegensatz zwischen „männlich“ und „weiblich“ produziert (vgl. 1991 [1990]: 38). Die Gegensätze von *heterosexuell* – *verworfen*, *heterosexuell* – *homosexuell* und von *männlich* – *weiblich* organisieren demnach jene Erscheinung, die als „Person“ auftreten kann:

„Kohärenz‘ und ‚Kontinuität‘ der ‚Person‘ sind keine logischen oder analytischen Merkmale der Persönlichkeit, sondern eher gesellschaftlich instituierte und aufrecht erhaltene Normen der Intelligibilität. Da aber die ‚Identität‘ durch die stabilisierenden Konzepte ‚Geschlecht‘ (sex), ‚Geschlechtsidentität‘ (gender) und ‚Sexualität‘ abgesichert wird, sieht sich umgekehrt der Begriff der ‚Person‘ selbst in Frage gestellt, sobald in der Kultur ‚inkohärent‘ oder ‚diskontinuierlich‘ geschlechtlich bestimmte Wesen auftauchen, die Personen zu sein scheinen, ohne den gesellschaftlich hervorgebrachten Geschlechter-Normen (gendered norms) kultureller Intelligibilität zu entsprechen, durch die Personen definiert sind.“ (Ebd.)

Sedgwick stellt ein weiteres theoretisches Modell zur Verfügung, das die Schaffung von Geschlechterverhältnissen als hierarchische Verhältnissen zu analysieren ermöglicht. Sie bezieht sich auf Rubins Übertragung von Lévi-Strauss’ Theorie der Verwandtschaft in die feministische Theoriebildung, derzufolge die Regel des Inzestverbots und des Frauenaustauschs soziale Beziehungen begründen. Rubin schlägt vor, eine „politische Ökonomie der Geschlechtssysteme“ auf die Regel des Inzesttabus, „obligatorische Heterosexualität und asymmetrische Geschlechtertrennung“ zu stützen (1975: 177 ff.). Daraus entwickelt Sedgwick ein Konzept des „erotischen Dreiecks“ zwischen zwei Männern und einer Frau: „male-male-female erotic triangle“ (Sedgwick 1985: 25). Demnach sind für männlich dominierte Gesellschaften sowohl das hierarchische Verhältnis zwischen Männern und Frauen konstitutiv als auch ein „homosoziales“ Verhältnis zwischen Männern. Sie stellt ein Kongruenzverhältnis zwischen „männlich homosozialem Begehren“ und den „Strukturen patriarchaler Macht“ fest (ebd.). Als „homosoziales Begehren“ wird ein „Kontinuum zwischen homosozial und homosexuell“

definiert, das als solches für Männer in Gesellschaften westlicher Industrienationen „radikal unterbrochen“ sei. Für Frauen dagegen scheine die „diakritische Opposition zwischen ‚homosozial‘ und ‚homosexuell‘ viel weniger stark und dichotom“ zu sein (ebd.: 1). Mit anderen Worten, werden Geschlechterverhältnisse nicht nur zwischen ‚dem Mann‘ und ‚der Frau‘ hergestellt, sondern aufgrund eines Verhältnisses zwischen Männern, das die Leugnung homosexuellen Begehrens durch einen radikalen Bruch auf einem Kontinuum zwischen „homosozialem“ und „homosexuellem“ Begehren beinhaltet. Dieses Verhältnis zwischen Männern sei kongruent mit „den Strukturen für die Erhaltung und Vermittlung patriarchaler Macht“ (ebd.: 25).³³ Geschlechterverhältnisse umfassen demnach auch asymmetrische sexuelle Verhältnisse:

„It should be clear, then, [...] on the one hand there are many and thorough asymmetries between the sexual continuums of women and men, between female and male sexuality and homosociality, and most pointedly between homosocial and heterosocial object choices for males; and on the other hand that the status of women, and the whole question of arrangement between genders, is deeply and inescapably inscribed in the structure even of relationships that seem to exclude women – even in male homosocial/homosexual relationships.“ (Ebd.: 25)

Butler und Sedgwick stützen die Konzepte der „heterosexuellen Matrix“ und des „erotischen Dreiecks“ wie des „homosozialen Begehrens“ auf Rubins Theorie der Geschlechterverhältnisse, für die sie Lévi-Strauss’ Theorie der Verwandtschaft aufgreift. Sie stellen heraus, dass soziale Beziehungen erstens geschlechtlich strukturiert sind und knüpfen hierin an feministische Theoriebildung an. Bereits Rubin hatte aber „obligatorische Heterosexualität“ als konstitutiv für „soziale Organisation“ analysiert (1975: 179).³⁴ Zweitens erfolgt mit Ansätzen, die der queer theory zugeordnet werden können, eine Erweiterung der Konzeption von Geschlechterverhältnissen, die auch gleichgeschlechtliche Verhältnisse als soziale und sexuelle Verhältnisse umfassen. Sedgwick bringt dies auf den Begriff der „homo/hetero Definition“, die „westliche Kultur“ begründe (Sedgwick 1990: 1).

Mit Butlers Konzept des „melancholischen Geschlechts“ erfolgt jedoch nicht nur eine andere Bewertung von sozialen Beziehungen, indem gleichgeschlechtliche Beziehungen als konstitutiv für das, was letztlich

³³ Übersetzung I. J.

³⁴ Vgl. Butler (1991 [1990]: 65 ff.). Auch Bourdieu begründet seine Theorie der „männlichen Herrschaft“ auf Inzesttabu und Frauentausch, die eine „Ökonomie des symbolischen Tauschs“ fundiert (1998).

als legitime soziale Beziehung erscheint, entworfen wird. Darüber hinaus stellt Butler mit der These, dass es nicht das Inzestverbot sei, das Heterosexualität bedinge, sondern das Verbot der Homosexualität, die Verhältnisse auf den Kopf.

„Diese Heterosexualität kommt nicht nur durch das Inzestverbot zustande, sondern zuvor schon durch die Durchsetzung eines Verbots der Homosexualität. Der ödipale Konflikt setzt voraus, dass das heterosexuelle Begehren *bereits* ausgebildet ist, dass die Unterscheidung zwischen heterosexuell und homosexuell (eine Unterscheidung, der letztlich keine Notwendigkeit zukommt) bereits durchgesetzt ist; so gesehen setzt das Inzestverbot das Homosexualitätsverbot voraus, denn es geht von der Heterosexualisierung des Begehrens aus.“ (Butler 2001 [1997]: 127 f.; Hervorhebung i. O.).³⁵

Die melancholische Identifizierung bezeichnet dabei die Bewahrung eines verlorenen Objekts durch seine Verinnerlichung, das auf diese Weise zum Teil des Ichs werde, mehr noch zur „melancholischen *Inkorporation* oder *Einverleibung*“ (ebd.: 126 f.; Hervorhebung i. O.). Geschlechtszugehörigkeit und der „geschlechtsspezifisch gemachte [gendered] Charakter des Ichs“ ergibt sich demnach aus einem „nicht betrauernden und nicht betrauerbaren Verlust“ der Homosexualität (ebd.: 128). Für eine Frau bedeutet das in der Logik psychoanalytischer Theorie, die Mutter als Objekt des Begehrens zu „sperrern“ und durch melancholische Identifizierung zum Teil des Ichs zu machen. Für einen Mann erfordert seine Heterosexualisierung die Verwerfung des weiblichen Identifikationsobjekts und die melancholische Identifizierung damit sowie die ängstliche Aufrechterhaltung des Unterschieds zwischen sich und einem weiblichen Identifikationsobjekt. Daraus folgt die Verweigerung der Möglichkeit, einen Mann zu begehren: „Sein Verlangen wird heimgesucht vom Schrecken, das zu sein, wonach er verlangt, so daß auch sein Verlangen immer eine Art Schrecken sein wird“ (ebd.: 129 f.). Es ist eine doppelte Verleugnung, niemals gleichgeschlechtlich geliebt und niemals einen gleichgeschlechtlichen Verlust zu betrauern gehabt zu haben, die die Ausbildung einer Geschlechtszugehörigkeit zur ‚Frau‘ und zum ‚Mann‘ bedingt. Die Performanz des ‚legitimen‘ Geschlechts – die ‚weibliche‘ Frau, der ‚männliche‘ Mann – erscheint als Effekt einer melancholischen Identifizierung (ebd.: 137). Daraus ergibt sich, dass nicht eine gegengeschlechtliche Beziehung für die Subjektkonstituierung und soziale Beziehungen inauguratив ist, sondern eine gleichgeschlechtliche Beziehung.

35 Zum Entwurf der „Melancholie des Geschlechts“ vgl. a. Butler (1991 [1990]: 93 ff.; 1995 [1993]: 308 ff.).

Schließlich werden so legitime Geschlechterdefinitionen festgelegt, worauf Butlers Konzeption des Verworfenen als subjektkonstituierendem Moment zielt. Geschlechterverhältnisse umfassen demnach auch Verhältnisse zwischen legitimen und illegitimen Geschlechtern. Dem anzufragen wäre noch die Bedingung, die von De Lauretis' angeführt wird, derzufolge Geschlechterdefinitionen auch aus einem Verhältnis zum Konzept von ‚Frau‘ und ‚Mann‘ und seinen Repräsentationsformen heraus entstehen.³⁶

Saïds diskursanalytische Untersuchung des Orientalismus als einem „spezifischen Ort in europäischer, westlicher Erfahrung“, legt eine weitere dichotome Differenz offen, die für diese Untersuchung bedeutsam ist: Der Diskurs des Orientalismus ist jenes Gebiet, in dem sich Europa definiert durch die Schaffung von Bildern des „Anderen“, so Saïd (1995 [1978]: 1). Ermöglicht wird dieser Diskurs durch den europäischen Kolonialismus, der von Saïd nicht auf militärische und Verwaltungsstrukturen beschränkt wird, sondern gerade die Produktion von Repräsentationen zum Untersuchungsgegenstand macht. Im Orientalismus werde eine Differenz von „überlegen“ und „rückständig“ für die Idee von Europa strukturierend (ebd.: 7):

„[...] it can be argued that the major component in European culture is precisely what made that culture hegemonic both in and outside Europe: the idea of European identity as a superior one in comparison with all the non-European peoples and cultures. There is in addition the hegemony of European ideas about the Orient, themselves reiterating European superiority over Oriental backwardness usually overriding the possibility that a more independent, or more sceptical, thinker might have had different views of the matter.“ (Ebd.)

Aus Saïds Untersuchung wird im Folgenden die problematisierte Differenz von *überlegen* und *rückständig* abgeleitet. Darüber hinaus stellt Saïds Darstellung einen spezifischen Mechanismus der Rede von europäischer Identität heraus: Erstens die Selbstdefinition durch die Schaffung von Bildern des ‚Anderen‘ und zweitens der Anspruch auf Überlegenheit, der damit begründet wird. In dieser Untersuchung wird herausgearbeitet, inwiefern es sich dabei um einen Mechanismus handelt, der auf die Rede von Identität auch unter anderen Vorzeichen und unter umgekehrten Machtverhältnissen zutrifft. Ist die Rede von Identität hierarchisch strukturierend? Wenn ja, unter welchen Umständen und in

36 Vgl. De Lauretis' Theorie lesbischen Begehrens, in der, ausgehend von Filmanalysen, die Bedeutung von Repräsentationsformen und ihrer Legitimität herausgearbeitet wird (1994, dt. 1999).

welcher Weise? Ist die Rede von Identität von einem Anspruch auf Überlegenheit bedingt oder ermöglicht der Anspruch auf Überlegenheit die Rede von Identität? Oder muss unter bestimmten historischen, gesellschaftlichen und politischen Bedingungen von einer politischen Strategie ausgegangen werden, der Unterwerfung in einem Machtverhältnis den Anspruch auf „Überlegenheit“ entgegenzusetzen, um soziale Gleichheit zu erlangen? Was dann nicht ein Anspruch auf Überlegenheit, sondern auf Gleichheit ist.

Mit Spivaks Überlegungen zu „Subalternen“ und Frauen als Subalternen wird die Definition von Geschlechtlichkeit vor dem Hintergrund des Kolonialismus und seinem Vermächtnis in Indien untersucht. Die Dichotomie der Geschlechterdifferenz wie der Differenz zwischen „fortschrittlich“ und „rückständig“ wird auf diese Weise verkompliziert. Spivaks Frage nach den Bedingungen des Sprechens im Kolonialismus und nach der Dekolonisation lässt ihre fehlende Repräsentation erkennen. Die ‚Frau‘ im Kolonialismus wie im Postkolonialismus werde weder in der Erzählung vom Fortschritt durch Zivilisation noch in nationalen Ursprungserzählungen repräsentiert.³⁷ Vielmehr fungiere sie als „Tauschwert“: Der Austausch der ‚Frau‘ zwischen Feudalismus und Imperialismus, zwischen ‚privat‘ und ‚öffentlich‘ habe die Etablierung von Geschlechtlichkeit ermöglicht. Die ‚Frau‘ wird in diesem Handel zur Repräsentationskategorie, wie Spivak an der Geschichte von Rani Gulari aufzuzeigen sucht (1999: 227 ff.). Spivak bezieht sich auf den Ritus des Sati, der Opferung von Witwen, der unter der britischen Kolonialherrschaft verboten wurde. In dieser Lesart stellt das Verbot des Sati, das im Brahmanismus traditionellerweise ein „ideologisches Kampffeld“ gewesen sei, die Etablierung der „Zivilgesellschaft“ aus dem „häuslichen Chaos“ dar, die die Kolonialherrschaft legitimierte:

„I will suggest that the British ignore the space of *Sati* as an ideological battleground, and construct the woman as an *object* of slaughter, the saving of which can mark the moment when not only civil but a good society is born out of domestic chaos. Between patriarchal subject-formation and imperialist object-constitution, it is the place of free will or agency of the sexed subject as female that is successfully effaced.“ (Spivak 1999: 235; Hervorhebung i. O.)

Auf diese Weise wird die Differenz zwischen „feudal“ und „imperialistisch“, „privat“ und „öffentlich“ gewissermaßen auf dem Rücken der ‚Frau‘ begründet, die diesen (gewaltsamen) Wechsel in der symboli-

37 Spivak veröffentlichte „Can the Subaltern Speak?“ zunächst 1988. Der Text wurde Gegenstand kontroverser Diskussionen. In dem Buch *A Critique of Postcolonial Reason* (1999) hat Spivak ihn weiter ausgearbeitet.

schen Ordnung repräsentiert, ohne selbst repräsentiert oder sogar repräsentierbar zu sein. Sie verschwindet zwischen patriarchaler Nationenbildung („patriarchal subject-formation“) und Unterwerfung durch den Kolonialismus („imperialist object constitution“). In der disziplinären Geschichtsschreibung sei sie ausgeblendet und in der Erzählung von den Produktionsweisen tauche sie nicht auf, da sie nicht als Wert codiert werde (ebd.: 244 f.). Spivaks Analyse der Bedingungen des Sprechens, die dazu führen, dass die ‚Frau‘ im Kolonialismus bzw. „Subalterne“ nicht verstanden werden, darf allerdings nicht als Idealisierung von Sprachlosigkeit missverstanden werden. Vielmehr gilt sie Spivak als Ausgang für die Forderung, „Lesen“ und „Entziffern“ zu lernen, was jenseits der allgemein gültigen Kodierungen gesprochen wird. Ich habe diese Ausführungen aufgegriffen, da sie Konzeptionen wie Sedgwick's „erotisches Dreieck“ oder die Regel des Frauentauschs auf die Geschichte des Kolonialismus beziehen und damit den Begriff von gesellschaftlichen Verhältnissen erweitern. Außerdem zeigt diese Analyse, dass die dichotome Differenz von ‚modern‘ und ‚vormodern‘, ‚fortschrittlich‘ und ‚rückständig‘ auch durch Geschlechterverhältnisse definiert ist.³⁸

Toni Morrison beschreibt einen Diskurs des amerikanischen „Afrikanismus“, der für amerikanische Literatur und darüber hinaus als Rede-weise für so eine zentrale Idee der Moderne wie Freiheit fungiere:

„[...] I use the term for the denotative and connotative blackness that African peoples have come to signify, as well as the entire range of views, assumptions, readings, and misreadings that accompany Eurocentric learning about these people. [...] Through the simple expedient of demonizing and reifying the range of color on a palette, American Africanism makes it possible to say and to not say, to inscribe and erase, to escape and engage, to act out and act on, to historicize and render timeless. It provides a way of contemplating chaos and civilization, desire and fear, and a mechanism of testing the problems and blessings of freedom.“ (Morrison 1992: 6 f.)

Diskurstheoretisch gesprochen bedingt der Afrikanismus Aussagen, er stellt „Erkenntnisverfahren und Erkenntniswirkungen“ dar, die akzeptat-

38 Auch Trinh's Anthropologiekritik (die sich hier vor allem auf Texte von Malinowski stützt), zielt auf die Konstruktion der Differenz von „primitiv“ und „zivilisiert“. Diese werde durch die Untersuchung von „Eingeborenen“ („natives“) gewonnen und begründe die Definition des „Menschen“ (1989: 55 ff.). Anthropologie sei so Konversation zwischen Weißen Männern: „The ‚conversation of man with man‘ is, therefore, mainly a conversation of ‚us‘ with ‚us‘ about ‚them‘, of the white man with the white man about the primitive-native man“ (ebd.: 65).

bel sind, bzw. Problematisierungen von Freiheit, Zivilisation/Chaos, Begehren/Angst. Dies erfolge durch die Dämonisierung und Verdinglichung eines „Spektrums von Farben“ zu „Schwarzsein“, die afrikanische Völker repräsentierten. „[T]he power of blackness“, schreibt Morrison, bestehe darin, einen Schauplatz für die Vorstellungskraft abzugeben. Die Verdinglichung von Menschen afrikanischer Herkunft in dem System von Sklavenherrschaft in den Vereinigten Staaten stellte ein Mittel der Artikulation dar: „[...] through which historical, moral, metaphysical, and social fears, problems and dichotomies could be articulated. [...] In other words, this slave population was understood to have offered itself up for reflections of human freedom in terms other than the abstractions of human potential and the rights of man.“ (ebd.: 37 f.).

Es seien aber nicht nur die Vereinigten Staaten, in denen die Konstruktion von Afrikanismus vorgenommen werde, so Morrison, auch aus den kulturellen Produktionen in Südamerika, England, Frankreich, Deutschland und Spanien gingen Aspekte eines „erfundenen Afrika“ und „rassialisierten Diskurses“ hervor (ebd.: 6). Entscheidend sowohl an Morrisons als auch an Saïds Untersuchungen von afrikanistischen und orientalistischen Diskursen ist der Perspektivwechsel, den sie ermöglichen: der Blick auf die Entstehungsbedingungen des Orientalismus und des Afrikanismus ist gegen die Objektivierung gerichtet, die der „Orient“ und „Afrika“ darstellt. Anders als Foucaults Konzeption des Diskurses, werden allerdings auch ProduzentInnen eines solchen Diskurses ausgemacht. Sie gelten nicht nur als Effekte dieser Diskurse, die zu Subjekten werden, indem sie darin zur Verfügung gestellte Subjektpositionen einnehmen, sondern auch als historisch bestimmbare AkteurInnen. Saïd setzt sich in diesem Punkt ausdrücklich von Foucaults Diskurstheorie ab (1995 [1978]: 23). Morrisons erklärte Absicht ist es, die Subjekte des Rassismus und von Rassenkonstruktionen zu objektivieren: „My project is an effort to avert the critical gaze from the racial object to the racial subject; from the described and imagined to the describers and imaginers; from the serving to the served“ (ebd.: 90).

Effekt dieser Diskurse ist die Herstellung der Idee von Europa als „überlegen“, wie Saïd schreibt, und von Ideen, die die Moderne bedingen, aufgrund von Rassenkonstruktionen. Die Untersuchung von „Schwarzsein“ verweise auf „Weißsein“: „[...] it may be possible to discover, through a close look at literary ‚blackness‘, the nature – even the cause – of literary ‚whiteness‘. What is it *for*?“ (ebd.: 9; Hervorhebung i. O.). Damit ist erstens der Zusammenhang von diskursiver Hervorbringung der ‚Moderne‘ und ihrer begründenden Ideen mit Rassenkonstruktionen benannt. Zweitens stellt Morrison einen Mechanismus heraus, wonach Rassenkonstruktionen als Konstruktionen von ‚Weiß-

sein‘ bewerkstelligt werden durch die Verdinglichung von AfrikanerInnen und ihren Nachkommen als ‚Schwarz‘.

Aus diesen Ausführungen werden für die diskursanalytische Rekonstruktion die Gegensätze von fortschrittlich und rückständig, zivilisiert und barbarisch, frei und beherrscht abgeleitet. Die Auswahl der „Diskursfragmente“ wird nach folgenden Kriterien getroffen. Es handelt sich um Textstellen, die aufgrund ihrer Metaphorik, aufgrund von darin hergestellten Gegensätzen auffällig sind, bzw. in denen die herausgearbeiteten Differenzen problematisch gemacht werden. Als Diskurspole werden in dieser Untersuchung u. a. die Thematisierungen von Geschlecht, Geschlechtlichkeit und Geschlechterdifferenz, von zivilisiert vs. barbarisch, bzw. modern vs. traditionell ausgemacht. Auf diese Weise wird aufgrund der Mikroanalyse bestimmter Textstellen auf „semantische Komplexe“ als diskurstragenden Kategorien geschlossen. Mit Bublitz wird davon ausgegangen, dass es sich bei diesen Gegensätzen um Diskurspole handelt, die gesellschaftlichen strukturellen Differenzen entsprechen. Im Folgenden wird, ausgehend von diesen Ansätzen postkolonialer und queer Kritik, eine wissenschaftskritische Untersuchung unternommen.

